97-84242-21

Löll, Louis

Die goldwährung

Würzburg

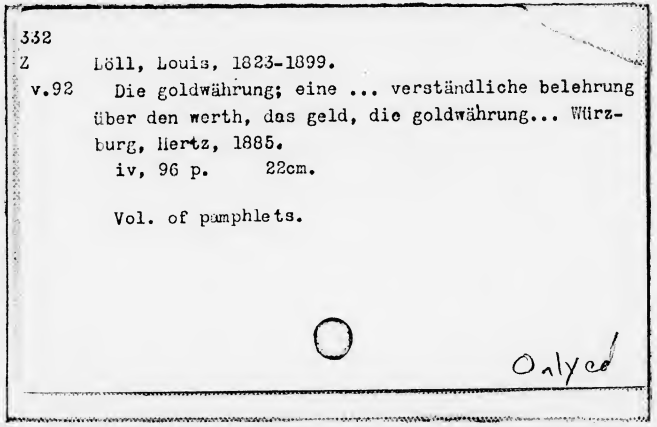
1885

97-84242-21
MASTER NEGATIVE #

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DIVISION

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

ORIGINAL MATERIAL AS FILMED - EXISTING BIBLIOGRAPHIC RECORD


332
Z Löll, Louis, 1823-1899.
v.92 Die goldwährung; eine ... verständliche belehrung über den werth, das geld, die goldwährung... Würzburg, Hertz, 1885.
iv, 96 p. 22cm.

Vol. of pamphlets.

Only

RESTRICTIONS ON USE: *Reproductions may not be made without permission from Columbia University Libraries.*

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 10:1 IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

DATE FILMED: 11-11-97 INITIALS: RB

TRACKING # : 29649

FILMED BY PRESERVATION RESOURCES, BETHLEHEM, PA.

P 21
19

332
Nov 2
92

Die

Goldwährung.

Eine für jeden unterrichteten Geschäftsmann
verständliche Belehrung über

den Werth, das Geld, die Goldwährung

und deren Folgen für Landwirthschaft
und Kleingewerbe

von

Dr. L. Löll,
k. b. Oekonomierath.

Würzburg.
Commissions-Verlag von Georg Hertz.
1885.

☞ Aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Von dem Verfasser der vorliegenden Brochüre sind ferner erschienen:

A. Im Verlage von A. Stuber's Verlagshandlung zu Würzburg.

Leitfaden für den Unterricht in der Landwirthschaft, an den mittleren und niederen landwirthschaftlichen Lehranstalten. Dritte verbesserte Auflage. (1884). Preis *M.* 3.—

Die Grundrente, die preußische und die bayerische Grundsteuer. Preis *M.* 2.60.

Landwirthschaftliches Lehr- und Lesebuch für die ländlichen Fortbildungsschulen, sowie für jeden Anfänger in der Landwirthschaft. Preis *M.* 3.—.

Die bäuerlichen Darlehenskassenvereine nach Raiffeisen und die gewerblichen Kreditvereine nach Schulze-Delitzsch. Ein unparteiisches Wort zur Verständigung. Preis *M.* —.80.

Der Getreide-Schutzzoll, eine Nothwendigkeit für Deutschland. (1885). Preis *M.* —.80.

B. Im Verlage von Eugen Ulmer zu Stuttgart:

Die ländlichen Genossenschaften, des Landmanns Winterabend 16. Bändchen. Preis *M.* 1.—.

Feldpredigten über Bodenbearbeitung und Düngung, des Landmanns Winterabende 18. Bändchen. Preis *M.* 1.—.

Der Anbau der Halmfrüchte, des Landmanns Winterabende 22. Bändchen. Preis *M.* 1.—.

Die bäuerliche Betriebslehre, des Landmanns Winterabende 25. Bändchen. Preis *M.* 1.—.

School of Economics and Political Science,
New York City.

Die

Goldwährung.

Eine für jeden unterrichteten Geschäftsmann verständliche Belehrung über

den Werth, das Geld, die Goldwährung

und deren Folgen für Landwirthschaft und Kleingewerbe

von

Dr. L. Löll,
k. b. Oekonomierath.

Würzburg.
Commissions-Verlag von Georg Hertz.
1885.

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE

Von dem Verfasser der vorliegenden Brochüre sind ferner erschienen:

A. Im Verlage von A. Stuber's Verlagshandlung zu Würzburg.

Leitfaden für den Unterricht in der Landwirthschaft, an den mittleren und niederen landwirthschaftlichen Lehranstalten. Dritte verbesserte Auflage. (1884). Preis *M.* 3.—

Die Grundrente, die preußische und die bayerische Grundsteuer. Preis *M.* 2.60.

Landwirthschaftliches Lehr- und Lesebuch für die ländlichen Fortbildungsschulen, sowie für jeden Anfänger in der Landwirthschaft. Preis *M.* 3.—.

Die bäuerlichen Darlehenskassenvereine nach Raiffeisen und die gewerblichen Kreditvereine nach Schulze-Delitzsch. Ein unparteiisches Wort zur Verständigung. Preis *M.* —.80.

Der Getreide-Schutzzoll, eine Nothwendigkeit für Deutschland. (1885). Preis *M.* —.80.

B. Im Verlage von Eugen Ulmer zu Stuttgart:

Die ländlichen Genossenschaften, des Landmanns Winterabend 16. Bändchen. Preis *M.* 1.—.

Feldpredigten über Bodenbearbeitung und Düngung, des Landmanns Winterabende 18. Bändchen. Preis *M.* 1.—.

Der Anbau der Halmfrüchte, des Landmanns Winterabende 22. Bändchen. Preis *M.* 1.—.

Die bäuerliche Betriebslehre, des Landmanns Winterabende 25. Bändchen. Preis *M.* 1.—.

Sound Currency Committee,
New York City.

Die

Goldwährung.

Eine für jeden unterrichteten Geschäftsmann
verständliche Belehrung über

den Werth, das Geld, die Goldwährung

und deren Folgen für Landwirthschaft
und Kleingewerbe

von

Dr. L. Läll,
k. b. Oekonomierath.

Würzburg.
Commissions-Verlag von Georg Hertz.
1885.

Grau, Freund, ist alle Theorie,
Nur grün des Lebens goldner Baum.

'Ne Vörred

dormit dat mi nahsten kein Nahred dröppt.

Fritz Reuter (Olle Kamellen).

Deshalb zunächst die Bitte, gütigst im Auge behalten zu wollen, daß das vorliegende Büchelchen an erster Stelle für solche Leser geschrieben ist, die entweder noch gar keine oder zum Theil unrichtige Begriffe von volkswirthschaftlichen Dingen haben. Solchen Lesern aber die zum Verständnisse der Währungsfrage unbedingt nothwendigen, richtigen Vorbegriffe beizubringen, ist, wie der Verfasser aus einer 35jährigen Lehrthätigkeit weiß, keine leichte Aufgabe; namentlich aber sind die vom Irrthume bereits Besessenen in der Regel ganz unbezwingbar. Diese aus einer langjährigen Erfahrung geschöpfte Ueberzeugung möge es entschuldigen, daß der Verfasser so weit ausholte, ehe er zum eigentlichen Gegenstande seines Schriftchens gelangte, sowie daß er, namentlich im ersten Abschnitt, einer ihm sonst nicht eigenen breiten Schreibweise und auch öfterer Wiederholungen sich schuldig machte. Er ging hierbei von den zwar alten, aber sehr richtigen Grundsätzen aus: Exempla docent und repetitio est mater studiorum. Dies für diejenigen geehrten Leser, für welche das Sprichwort gilt: Dem Gelehrten ist gut predigen.

Sodann die weitere Bitte, doch ja nicht glauben zu wollen, daß das vorliegende Schriftchen irgend einer politischen Partei oder gar einer einseitigen Interessenvertretung zu Liebe verfaßt sei, denn dies ist durchaus nicht der Fall, sondern es ist, wie auch alle übrigen Schriften des Verfassers, einzig und allein in der Absicht geschrieben, längst von Anderen erkannte Wahrheiten **zum allgemeinen Besten** im Volke und namentlich unter den Landwirthen zu verbreiten. Politische

Parteirücksichten lagen ihm hierbei um so gewisser fern, als der Verfasser keiner der bestehenden politischen Parteien voll und ganz angehört und zwar schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil er sich das eigene unparteiische Urtheil ungetrübt und ebenso auch das Recht der freien, von keinerlei Rücksichten beeinflußten Meinungsäußerung ungeschmälert erhalten will; sodann aber auch noch aus dem weiteren, sehr triftigen Grunde, weil er zu einem Parteimann und politischen Agitator nicht den allergeringsten Beruf in sich fühlt.

Selbstverständlich ist es aber, daß der Verfasser nicht im entferntesten daran gedacht hat, gewisse in der That sehr sachverständige Vertheidiger der Goldwährung eines Besseren belehren zu wollen, denn das hieße Eulen nach Athen tragen. Daß diese Vertheidiger vollkommen klar sehen und daher durchaus keiner Belehrung bedürfen, dafür liefert den besten Beweis die bewundernswerthe Geschicklichkeit und die zähe Hartnäckigkeit, mit der sie die Goldwährung zu vertheidigen wissen. Da wir nun aber leider in der Zeit der ungeniertesten Sonderinteressen-Vertretung leben, so wird man es auch den Vertheidigern der Goldwährung nicht verargen können, wenn sie in dieser sehr wichtigen Frage auch ihre Sonderinteressen, unbekümmert um anderer Leute Kind, zu wahren suchen. Denn „wo Alles liebt, kann Karl allein nicht hassen".

Um so nothwendiger erschien es aber, die Landwirthe und den kleineren Gewerbsmann in der Währungsfrage womöglich so weit zu belehren und aufzuklären, daß sich jeder von ihnen ein einigermaßen richtiges Urtheil selbst zu bilden vermag, um auf Grund desselben sein politisches Verhalten dieser Frage gegenüber selbstständig bemessen zu können.

Der Verfasser.

Der Ursprung und Begriff des Werthes.

„Eine falsche Lehre läßt sich nicht widerlegen, denn sie ruht ja auf der Ueberzeugung, daß das Falsche wahr sei. Aber das Gegentheil kann, darf und muß man wiederholt aussprechen".

Göthe.

Es gibt vielleicht kein Gebiet des menschlichen Wissens, auf dem so viele Irrthümer, so viele falsche Vorstellungen von den Dingen, um welche es sich handelt, herrschen, als auf dem Gebiete der Volkswirthschaft und ihrer Lehre. Diese Wissenschaft beschäftigt sich mit der Erforschung der Gesetze, nach welchen sich die Erzeugung, die Vertheilung und der Verbrauch all derjenigen werthvollen Dinge regeln, welche der Mensch zum Leben nöthig hat, oder die er doch gebraucht, und die wir im Allgemeinen Güter nennen; sie sucht die Ursachen der Erscheinungen aufzufinden, die wir tagtäglich in dem wirthschaftlichen Verkehre, in dem Geschäftsleben der Menschen wahrnehmen. Da diese Erscheinungen vor jedermanns Augen liegen und nicht erst mittelst eines Vergrößerungsglases oder sonstiger wissenschaftlicher Hilfsmittel aufgesucht und beobachtet werden müssen, und da von ihnen das Wohl und Wehe sowohl des Einzelnen als auch der Gesammtheit abhängen, so bilden sie einen Gegenstand des Nachdenkens Aller und bald mehr, bald weniger auch des täglichen Gespräches.

Daher kommt es denn, daß über volkswirthschaftliche Fragen meistens nur in der Alltagssprache verhandelt wird, diese aber nimmt es nicht so genau mit den Ausdrücken, mit den Worten und Bezeichnungen, welche sie für die Dinge wählt, von denen die Rede ist, man ist schon zufrieden, wenn man sich verstanden hat, oder doch wenigstens glaubt, sich zu verstehen. „Worte thun ja nichts zur Sache," so meint man; allein dies ist ein ganz gewaltiger Irrthum, denn Worte thun sehr viel zur Sache, und zwar deshalb, weil jeder nur einigermaßen denkfähige Mensch mit

jeden Worte, jeder Bezeichnung eine bestimmte Vorstellung, einen gewissen Begriff verbindet. Wählt nun der Redende für irgend eine Sache oder irgend einen Begriff ein Wort, mit welchem der Hörer eine andere Vorstellung, einen anderen Sinn und Begriff als der Sprechende verbindet, so ist schlechterdings kein richtiges Verständniß möglich.

Um hierfür ein Beispiel anzuführen, so wird jeder, der den unterfränkischen Sprachgebrauch nicht kennt, erstaunt sein über all die sauren Dinge, denen er hier im Gespräche begegnet. Da ist bald die Suppe, bald das Gemüse, das Brod, der Häring zu sauer, denn in allen diesen Fällen wird er sich die genannten Dinge so vorstellen, als seien sie durch Gährung von selbst oder durch Zusatz von Essig sauer geworden. Allein diese Vorstellung wäre in sehr vielen Fällen eine ganz irrige, denn alle diese Dinge sind, wenn sie der Unterfranke „sauer“ oder „zu sauer“ nennt, sehr häufig überhaupt nicht sauer, sondern salzig oder versalzen, denn merkwürdiger Weise nennt man bei uns, was salzig ist, ebenfalls „sauer“; hier riechen auch nicht die Rosen gut, sondern sie „schmecken gut“; hier verreist man auch nicht, sondern „man verreist sich“.

Wenn nun bei einem Menschen von Jugend auf eine solche falsche Bezeichnung mit seiner Vorstellung von der Sache verwachsen und wenn der Irrthum, wir möchten sagen, verknöchert ist, so ist es ganz außerordentlich schwer die falsche Vorstellung zu berichtigen, den in Fleisch und Blut übergegangenen Irrthum zu beseitigen. Da nun aus Vorstellungen Begriffe gebildet und aus diesen Schlüsse und Folgerungen gezogen werden, so entsteht schließlich aus der ersten falschen Vorstellung ein solches Gewirre von Irrthümern, daß kaum noch zu entwirren ist und daß den Irrenden oft genug sein ganzes Leben lang der Fähigkeit beraubt, das Richtige einzusehen, die Wahrheit zu erkennen. So wird es ohn Zweifel einem ächten Würzburger, der von Jugend auf gewöhnt ist, sich nur in der Volkssprache auszudrücken, stets schwer fallen zu begreifen, daß die bloß gesalzenen Häringe nicht sauer sind, denn sie waren es ja nach seiner Meinung von jeher, warum sollen sie es nun auf einmal nicht mehr sein?

In der Alltagssprache kann man sich solche sprachliche Freiheiten erlauben, allein in der Wissenschaft sind dieselben gänzlich unzulässig, weil sie die größten Verwirrungen anrichten und zu den schlimmsten Irrthümern verleiten. Sobald irgend ein Gegenstand wissenschaftlich erforscht und einem anderen klar gemacht werden soll, muß mit jeder Bezeichnung eine klare und richtige Vorstellung von dem Bezeichneten, es muß mit jedem Worte ein ganz bestimmter, klarer und scharfer Begriff verbunden werden.

Gegen diesen Grundsatz wird nun auf dem Gebiete der Volkswirthschaftslehre am ärgsten gefehlt und was dabei das schlimmste ist, dieser Fehler bezieht sich gerade auf ein sehr häufig gebrauchtes Wort und den Grundbegriff dieser Wissenschaft, auf das Wort und den Begriff Werth. Man darf kühn behaupten, unter 1000 erwachsenen Menschen weiß kaum Einer was der Werth ist und wie er entsteht, und selbst manchen Männern der Wissenschaft will der allein richtige Begriff des Wortes „Werth“ schlechterdings nicht in den Kopf, weil ihnen hieran die eingelebte falsche Vorstellung von demselben, der verknöcherte Irrthum hinderlich ist.

Für diese beiden Behauptungen sogleich die Beweise:

Schon seit dem Jahre 1836 wird in Bayern an den Schullehrer-Seminarien landwirthschaftlicher Unterricht ertheilt, was z. B. dahier durch den Verfasser geschieht. In einer unserer letzten Unterrichtsstunden richteten wir an 67 Seminaristen, welche im August d. J. das Seminar absolviren, die Frage: Was ist wohl der werthvollste Stoff für den Menschen? Die Antwort lautete alsbald: Die Luft. Auf die weitere Frage: Warum? erfolgte die Antwort: Weil sie der unentbehrlichste Stoff ist. Ueberlegen Sie sich die Sache wohl, ist wirklich die Luft der werthvollste Stoff auf der Erde? Ja! Ist keiner anderer Meinung von Ihnen? Nein! Was würden Sie nun sagen, wenn ich behauptete: die Luft gehört zu den werthlosesten Dingen die es auf Gottes weiter Welt gibt? Antwort: allgemeines Gelächter.

Das ist der Standpunkt des Publikums dieser Frage gegenüber. Hören wir nun einen Mann der Wissenschaft, der auch für das Volk schreibt. Max Haushofer sagt auf Seite 32 seines sonst ganz trefflichen Büchelchens: „Der kleine Staatsbürger für das deutsche Volk“ (1883) Folgendes:

„Die Eigenschaften der Güter, daß man sie zu seinem Bedarf verwenden kann, nennen wir ihre Brauchbarkeit. Sobald wir uns bemühen, diese Brauchbarkeit abzuschätzen, ergibt sich der Werth der Güter. Wenn man etwas schätzt, beurtheilt man den Werth der Sache. Der Menschenverstand ist immerfort mit solchen Schätzungen beschäftigt; und diejenigen Menschen, welche sich bei der Werthschätzung der Dinge am seltensten täuschen, haben viel voraus vor jenen, die sich dabei häufig irren. Den Werth der Dinge richtig abschätzen zu lernen, ist aber eine Sache der Uebung. Wer am häufigsten schätzt, irrt sich natürlich am seltensten“.

„Eine Sache, die an sich zu etwas brauchbar ist, hat deshalb einen Werth, den man Gebrauchswerth nennt. Man kann aber auch den

Gebrauchswerth einer Sache mit dem Gebrauchswerth einer anderen Sache vergleichen, dann findet man den Tauschwerth; zum Tauschwerth ist nothwendig, daß sich die Sachen wirklich vertauschen lassen und daß sie nicht umsonst zu haben sind".

„Alles was sich im Eigenthum eines einzelnen Menschen oder einer Vereinigung von Menschen befindet, zusammen genommen, heißt ein Vermögen".

In diesem Citate, das sich genau auf dem Standpunkte unserer Seminaristen bewegt, ist fast kein einziger von Irrthum freier Satz enthalten und manche Sätze stellen die Wahrheit gradezu auf den Kopf, ja sie behaupten ganz Unmögliches. Diese Grundirrthümer aber, welche eine klare Einsicht in volkswirthschaftliche Dinge zur Unmöglichkeit machen und welche auch die Frage, mit der wir uns im Nachstehenden beschäftigen wollen, so Vielen „unverständlich" machen und ihnen dieselbe als eine „sehr verwickelte" erscheinen lassen, sie entspringen lediglich aus dem Mißbrauche, welchen die Alltagssprache mit den Worten „Werth" und „werthvoll" (und noch einigen andern Worten) treibt. Deshalb werden wir zunächst zu untersuchen haben, worin denn dieser auch die Währungsfrage so sehr verdunkelnde sprachliche Mißbrauch eigentlich besteht, wir werden vor allen Dingen zu untersuchen haben:

Was ist der Werth und wie entsteht er?

Sobald der Mensch das Licht der Welt erblickt, empfindet er sofort ein Bedürfniß*). Das unerbittliche Verlangen seines Blutes nach einem Bestandtheil der atmosphärischen Luft, dem Sauerstoff, zwingt ihn mittelst der Athmungsmuskeln den Brustkorb zu erweitern, damit die bis dahin luftleere Lunge sich ausdehnen und die atmosphärische Luft durch den Mund, die Nase und Luftröhre in dieselbe einströmen kann, d. h. der Neugeborene muß sofort athmen. Wird dieses Bedürfniß nicht alsbald befriedigt, so stirbt derselbe nach kurzer Zeit. Demnächst bedarf das

*) Das Wort „Bedürfniß" wird in der Alltagssprache beständig doppelsinnig gebraucht, denn wenn wir z. B. sagen: Ich fühle ein Bedürfniß nach Brod, so verstehen wir unter „Bedürfniß" etwas ganz anderes, als wenn wir sagen: das Brod ist ein nothwendiges Lebensbedürfniß, im ersteren Falle meinen wir das empfundene Verlangen nach Brod, das wir als Hunger bezeichnen, und im anderen Falle denken wir an die Sache, welche das empfundene Verlangen, den Hunger, zu stillen, das Bedürfniß zu befriedigen vermag, wir meinen das Brod selbst. Um diese störende Doppelsinnigkeit zu vermeiden, werden wir unter dem Worte „Bedürfniß" stets nur das empfundene Verlangen verstehen und die Dinge, welche geeignet sind, das empfundene Bedürfniß zu befriedigen, werden wir „Bedarfsgegenstände" nennen.

Kind: Wärme, Schlaf und nach kurzer Zeit auch Nahrung; außerdem stellen sich bald auch noch einige andere, sich auf gewisse Ausscheidungen beziehende Bedürfnisse ein, die aber kein Gegenstand nationalökonomischer Erörterungen sein können und daher hier außer Betracht bleiben. All diejenigen Bedürfnisse, welche der Mensch mit zur Welt bringt, sind eben deshalb angeborene Bedürfnisse, die als solche unbedingt befriedigt werden müssen, wenn der Mensch am Leben erhalten werden soll. Der Säugling hat in der ersten Zeit nur angeborene Bedürfnisse, er ist zufrieden, wenn er keinen Schmerz empfindet, warm und trocken liegt, athmen, schlafen und trinken kann.

Das Bedürfniß des Menschen nach Nahrung und in unserem Klima auch nach Kleidung gibt sich zu erkennen durch Hunger, Durst und Frost. Diese drei Empfindungen sind aber unangenehme Gefühle, die in demselben Maße unangenehmer und unerträglicher werden, je länger sie andauern und sich dabei steigern. Werden Hunger, Durst und Frost durch Essen, Trinken und erwärmende Kleider beseitigt, so fühlt sich der Mensch, wenn ihm sonst nichts fehlt, wieder behaglich. Die Befriedigung eines jeden dieser Bedürfnisse gewährt daher einen Genuß. In diesen drei Fällen entstehen also Genüsse aus der Beseitigung unangenehmer Gefühle, die aus der Nichtbefriedigung angeborener Bedürfnisse entspringen.

Genüsse können aber auch entstehen durch die bloße Erweckung angenehmer Gefühle, ohne daß zugleich ein unangenehmes Gefühl beseitigt wird. So gewähren uns z. B. der eigenthümliche Wohlgeschmack gewisser Speisen und Getränke, der Wohlgeruch mancher Stoffe, eine schöne Musik u. dgl. m. bald mehr bald weniger große Genüsse.

Schon der Säugling begnügt sich nicht lange Zeit mit der Befriedigung der oben erwähnten körperlichen Bedürfnisse, denn sobald sein Geist anfängt sich zu entwickeln, empfindet er Langeweile, er will jetzt unterhalten sein, er verlangt sehr bald nach Spielzeug, mit dem er sich vergnügen, also neue Genüsse verschaffen kann. Dies Verlangen nach neuen Genüssen steigert sich von Tag zu Tag, denn weil der Mensch in leiblicher und geistiger Beziehung um so glücklicher ist, sich um so wohler und behaglicher fühlt, je weniger unangenehme Gefühle er hat und je mehr angenehme Gefühle in ihm rege sind, und er das Wohlthuende des angenehmen Gefühls durch den Gegensatz des unangenehmen erst recht empfindet, so schafft sich derselbe noch allerlei Bedürfnisse selbst, deren Befriedigung zur Erhaltung des Lebens zwar nicht unbedingt nothwendig

ist, die ihm aber dennoch Genüsse gewährt und solche Bedürfnisse nennen wir *angewöhnte*.

So sind z. B. der Gebrauch des Tabaks, des Zuckers, des Kaffees, der spirituösen Getränke, ein weiches Bett, gepolsterte Möbel, das Verlangen nach Schmucksachen u. s. w. angewöhnte Bedürfnisse, deren Befriedigung ebensogut einen Genuß gewährt, wie die Befriedigung angeborener Bedürfnisse. Allerdings lassen sich aber die angewöhnten Bedürfnisse, so lange ihre Befriedigung noch nicht zu einer den Willen und die sittliche Kraft des Menschen vollständig beherrschenden Leidenschaft geworden ist, auch wieder abgewöhnen, was bei den angeborenen Bedürfnissen niemals und unter keiner Bedingung möglich ist. Das Tabakrauchen, das Zuckeressen, das Kaffee-, Wein- und Biertrinken kann der Mensch sich wieder abgewöhnen, nicht aber das Essen, Trinken, die Kleider und den Schlaf.

Mag nun ein menschliches Bedürfniß ein angeborenes oder ein angewöhntes sein, immer sind gewisse Dinge nöthig, welche die Eigenschaft besitzen, dieses Bedürfniß zu befriedigen und welche man daher zu diesem Zwecke *gebrauchen* kann. So können wir den Hunger mit Brod, Fleisch, Eier, Kartoffeln, den Durst mit Wasser, Wein, Bier oder Milch stillen, diese Dinge sind deshalb zur Beseitigung des Hungers und Durstes *brauchbar* und da dies, je nach den verschiedenen Bedürfnissen, auch von allen anderen Bedarfsgegenständen gilt, so *ist die einzig richtige Bezeichnung für die Fähigkeit einer Sache, ein menschliches Bedürfniß befriedigen zu können, das Wort:* **„Brauchbarkeit"** *und nicht das Wort: „Gebrauchswerth."* Hinter diesem sinnlosen Worte steckt der so schwer zu vertilgende alte Irrthum, daß alle Dinge, welche brauchbar, nützlich, ja unentbehrlich sind, mit einem Worte, daß alle Bedarfsgegenstände zugleich auch *werthvoll* seien, und daß sich daher die Brauchbarkeit der Dinge nach dem Maßstabe des Werthes, *nach Geld*, abschätzen lasse. Wenn das sinnlose Wort Gebrauchswerth überhaupt einen Sinn haben soll, so kann es doch nur der sein: die Dinge hätten einen *anerschaffenen* Werth, der aus ihrer Brauchbarkeit *entspringe* und der sich nach dem Grade derselben bemesse, eine Meinung, die, wie wir sehen werden, mit allen hierher gehörigen *Thatsachen* im vollkommensten Widerspruche steht. Gerade dies ist der „saure Häring" des Sprachgebrauchs, der sich nicht aus den Köpfen bringen läßt, und der hier lediglich aus dem Umstande entspringt, daß man das Wort „*Werth*" falsch gebraucht, daß man etwas „*Werth*" nennt, was nicht Werth, sondern *Brauchbarkeit* ist. Wer sich von dieser alltäglichen Wort- und Begriffsverwechselung nicht frei machen kann, der stößt jeden Augenblick auf Widersprüche, verfällt auf Albernheiten und

kommt sein ganzes Leben lang in national-ökonomischen Fragen nicht zur Klarheit.

Obgleich wir aus Erfahrung wissen, daß es nicht Wenigen gegenüber ein fruchtloses Bemühen ist, sie von der Meinung abzubringen, daß „Werth" und „Brauchbarkeit," „werthvoll" und „brauchbar" gleichbedeutende Begriffe seien und daß sich daher auch die Brauchbarkeit einer Sache so gut wie ihr Werth nach Geld abschätzen lasse, so wollen wir es doch versuchen, diesen eingelebten Irrthum aufzuklären.

Die Brauchbarkeit der Dinge ist verschieden, sie ist im allgemeinen immer um so größer je dringender und um so geringer je weniger dringend das menschliche Bedürfniß ist, zu dessen Befriedigung eine Sache sich mehr oder weniger tauglich erweist. Es gibt Dinge, die, wie z. B. manche schädliche Pflanzen und Thiere, irgend ein menschliches Bedürfniß weder mittelbar noch unmittelbar zu befriedigen vermögen, diese Dinge haben daher gar keine Brauchbarkeit; andere sind nur fähig, ein angewöhntes, nur wenig dringendes Bedürfniß zu befriedigen, sie haben daher auch nur eine geringe Brauchbarkeit; noch andere befriedigen dringendere Bedürfnisse, sie haben also auch eine größere Brauchbarkeit und endlich gibt es Dinge, die wie z. B. die Luft, das Wasser, das Sonnenlicht, die Wärme, gewisse Nähr- und Kleiderstoffe u. s. w. zur Befriedigung der *angeborenen* menschlichen Bedürfnisse ganz unentbehrlich sind, sie besitzen daher *den höchsten Grad der Brauchbarkeit, welcher die unbedingte Unentbehrlichkeit ist.*

Wenn zur Befriedigung irgend eines Bedürfnisses verschiedene Dinge brauchbar sind, so können wir selbstverständlich unter diesen Dingen eine Auswahl treffen, wir können erwägen, welches von denselben für unseren Zweck das brauchbarste sei und wenn wir es gefunden haben, so werden wir uns dessen zur Befriedigung des gegebenen Bedürfnisses bedienen. Wer einen Hammer und eine Beißzange zur Hand hat, der wird, wenn er einen Nagel einschlagen will, hierzu nicht die Beißzange, sondern den Hammer benutzen, weil dieser zu dem fraglichen Geschäft *nicht werthvoller*, sondern *brauchbarer* als jene ist, und aus dem gleichen Grunde wird der, welcher über ein scharfes und stumpfes Rasiermesser verfügt, sich zum Rasieren nicht des stumpfen, sondern des scharfen Messers bedienen. Allein diese Auswahl der Dinge nach dem Grade ihrer Brauchbarkeit für einen bestimmten Zweck hat mit dem *Werthe* eben dieser Dinge nicht das geringste zu schaffen. Ein goldene Nähnadel ist viel *werthvoller* als eine stählerne, aber diese ist zum Nähen weit *brauchbarer* als jene.

Die Brauchbarkeit der Dinge nach Geld abzuschätzen d. h. ihren Werth zu bestimmen, dies ist eine völlig unlösbare Aufgabe, es ist ein Ding der reinsten Unmöglichkeit. Wie wir bereits gesehen haben gründet sich die Brauchbarkeit der Dinge auf die menschlichen Bedürfnisse; diese aber sind in dem Leben der Menschen selbst begründet, insofern das Leben nichts anderes ist, als ein beständiger Wechsel zwischen Bedürfniß und Befriedigung, welcher Wechsel sich in seiner letzten und einfachsten Gestalt als Stoffwechsel darstellt. Mit dem Aufhören aller Bedürfnisse hört das Leben auf, der gänzliche Mangel aller Bedürfnisse ist der Tod.

Wenn wir daher die Brauchbarkeit der Dinge nach Geld schätzen wollten, so müßten wir zunächst die menschlichen Bedürfnisse einer Schätzung unterwerfen, da aber dies wiederum nur in ihren Beziehungen zum Lebensganzen, in Rücksicht auf ihren größeren oder geringeren Beitrag, welchen ihre Befriedigung zur Erhaltung und Verschönerung des Lebens liefert, möglich wäre, so müßten wir vor allen Dingen die Brauchbarkeit des menschlichen Lebens in Geld abschätzen. Da aber dies, wie jedermann einsieht, rein unmöglich ist, so kann man auch die Brauchbarkeit der Dinge nicht nach Geld abschätzen.

Wasser und Brod sind unter den armseligsten Lebensverhältnissen noch im Stande, das Leben zu erhalten. Nun kann aber ein Mensch ebenso gut verdursten wie verhungern; Wasser und Brod haben daher vollkommen gleiche Brauchbarkeit, sie sind, wenn sich kein anderes Getränke und keine andere Speise zu ihrem Ersatze darbieten, gleich unentbehrlich. Wollte man nun diese Brauchbarkeit, diese Unentbehrlichkeit, in Geld abschätzen, so müßte nothwendig die Brauchbarkeit des Lebens, das sie beide zu ganz gleichen Theilen erhalten, vorher abgeschätzt sein; Wasser und Brod würden alsdann einen gleich hohen Werth, der allein nur in Geld sich ausdrücken läßt, haben und der Werth eines jeden derselben wäre alsdann gleich dem halben Werthe des Lebens; daß aber eine solche Schätzung unausführbar ist, begreift doch wohl jeder.

Man versuche es doch einmal ernstlich, z. B. die Brauchbarkeit des Trinkwassers, d. h. die Eigenschaft desselben den menschlichen Durst zu stillen, nach Geld abzuschätzen, ob dies möglich ist? Läßt sich denn die Brauchbarkeit des Wassers mit allem Gold und Silber der Erde bezahlen? Was würde denn aus dem Menschengeschlechte werden, wenn das Wasser (im Wein, Bier, Kaffee u. s. w. ist der durststillende Stoff auch das Wasser) seine Brauchbarkeit verlöre?

„Aber", so könnte man vielleicht denken, „das ist ja eine ganz bekannte Sache, daß das Wasser, die Luft u. s. w. einen unschätzbaren Werth für den Menschen haben". Diesen Einwurf könnte man vielleicht gelten lassen, wenn ein „unschätzbarer Werth" nicht dasselbe Unding wäre, wie ein unhörbarer Ton; denn was kein irdisches Ohr zu hören vermag, das ist überhaupt kein Ton, unhörbare Töne gibt es also nicht, und genau so verhält es sich auch mit dem „unschätzbaren Werth". Wir können bekanntlich die Höhe, Länge und Breite eines körperlichen Dinges schätzen nach dem Meter und sein Gewicht nach Gramm, und ebenso können wir den Werth einer jeden Sache, vorausgesetzt, daß sie wirklich Werth hat, auch schätzen nach Geld, was einer solchen Schätzung aber nicht fähig ist, das ist überhaupt kein Werth, einen „unschätzbaren Werth" gibt es daher nicht. Da nun die Brauchbarkeit einer jeden Sache, eines Streichhölzchens ebenso gut wie die der Luft, des Wassers u. s. w. sich schlechterdings nicht nach Geld abschätzen läßt, so ist das Wort: „Gebrauchswerth" ein sinnloses Wort, denn es soll etwas bezeichnen, das gar nicht existirt.

Die Redensart: „Die Luft hat einen unschätzbaren Werth für den Menschen", muß daher, wenn der Sinn, den sie haben soll, richtig ausgedrückt werden will, heißen: Die Luft hat für den Menschen eine unermeßliche Brauchbarkeit, welchen höchsten Grad der Brauchbarkeit wir als unbedingte Unentbehrlichkeit bezeichnen.

Bekanntlich gibt es Dinge, welche in dem Zustande, wie sie die Natur ohne menschliches Zuthun darbietet, schon brauchbar sind, wie z. B. die atmosphärische Luft, das Quellwasser, das Steinsalz, die wildwachsenden Himbeeren, Erdbeeren, Heidelbeeren, Haselnüsse, sowie alles in den wärmeren Klimaten wildwachsende Obst; diese Naturprodukte haben daher eine unmittelbare Brauchbarkeit und der Mensch hat deshalb nur nöthig, sich dieselben anzueignen, um sie sofort zur Befriedigung eines Bedürfnisses verwenden zu können, denn sie sind ohne Weiteres genießbar. Andere Dinge sind in dem Zustande, in welchem sie die Natur darbietet, noch nicht für bestimmte Zwecke brauchbar, sie müssen daher nicht bloß angeeignet, sondern auch durch den Menschen vorerst in irgend einer Weise zubereitet oder geformt werden, um bestimmte menschliche Bedürfnisse befriedigen zu können, ihre volle Brauchbarkeit muß deshalb erst hergestellt werden; diese Naturprodukte haben daher nur eine mittelbare Brauchbarkeit. Dies ist der Fall bei den Brodfrüchten, den Kleider- sowie bei vielen anderen Rohstoffen, aus denen die Gebäude, Haus-, Acker-, Handwerks- und sonstige Geräthe, sowie viele andere Dinge, die wir tagtäglich brauchen, zubereitet oder angefertigt werden.

Sowohl zu jeder Aneignung, als auch zu jeder Herstellung einer brauchbaren Sache ist stets eine gewisse Thätigkeit erforderlich, denn ohne Thätigkeit benutzt der Mensch höchstens nur die Wärme der Sonnenstrahlen, nicht aber ihr Licht und auch nicht die atmosphärische Luft.

Damit die Lichtstrahlen in die Augen eindringen können, sind wir genöthigt, dieselben zu öffnen und fortwährend durch das sogenannte Blinzeln mittelst der Augenlider und der sich in den Augen absondernden Thränen die Augäpfel abzuwaschen; würden wir dies unterlassen, so würde in kurzer Zeit eine Schichte Staub auf den Augäpfeln sich ablagern, die uns am klaren Sehen behinderte.

Um aber unser Blut mit dem nöthigen Sauerstoff durch beständiges Ein- und Ausathmen der atmosphärischen Luft zu versorgen, ist es nöthig, daß wir mittelst der willkürlichen Athmungsmuskeln die Brusthöhle erweitern; geschieht dies nicht, halten wir, wie man zu sagen pflegt, den Athem an, so strömt keine Luft in die Lunge ein und wenn wir, nachdem die Luft eingeathmet ist, die Brusthöhle nicht wieder verengern, so wird die Luft nicht wieder aus der Lunge hinausgedrückt.

Wer Wasser haben will, muß es sich entweder selbst holen, oder durch einen andern holen lassen; will er seinen Durst damit stillen, so muß er verschiedene Muskeln in Bewegung setzen, um es abzuschlucken. Bis wir ein Stück Brod essen können, muß vorher der Acker gedüngt, bearbeitet und besäet sein, das Getreide muß geerntet und gedroschen, die Frucht gereinigt, gemahlen, der Teig gemacht und gebacken sein, wozu schon viele Thätigkeit während eines längeren Zeitraumes erforderlich ist. Wie aber mit dem Lichte, der Luft, dem Wasser, dem Brode, ebenso verhält es sich auch mit allen anderen Dingen: ohne Thätigkeit gelangt der der Mensch zu keiner brauchbaren Sache oder kürzer ausgedrückt zu keiner Brauchbarkeit, keinem Bedarfsgegenstand.

Jede Thätigkeit nun, durch welche eine brauchbare Sache, ein Bedarfsgegenstand, angeeignet oder hergestellt wird, ist eine nützliche Thätigkeit und heißt eben deshalb **Arbeit**.

Wer einen Haufen Steine zusammenträgt, sie klein schlägt und damit eine schlechte Straße ausbessert, der hat etwas Nützliches gethan, er hat eine Brauchbarkeit, eine bessere Straße hergestellt und hat deshalb gearbeitet. Wer aber einen Haufen schwerer Steine mit unsäglicher Mühe auf einen steilen Berg trägt, um sie bloß zu seinem Vergnügen den Berg wieder hinunter rollen zu lassen, den halten wir, wenn er ein erwachsener Mensch ist, für einen Narren, und wenn sich Kinder ein solches

Vergnügen machen, so sagen wir: sie spielen. Aber weder der Narr noch die Kinder arbeiten in diesem Falle und zwar aus dem Grunde nicht, weil durch ihre Thätigkeit, und wenn sie auch noch so sehr dabei schwitzen, irgend eine nützliche Sache weder herbeigeschafft noch hergestellt wird. Wer sich die Zeit mit Kegelschieben vertreibt, oder sich den Kopf über einem Schachbrette zerbricht, der arbeitet nicht, sondern er spielt.

Jeder Mensch hat zur Befriedigung seiner mannigfaltigen Bedürfnisse gewisse Brauchbarkeiten nöthig und wir haben gesehen, daß Brauchbarkeiten, selbst das Licht, die Luft und das Wasser nicht ausgeschlossen, ohne Thätigkeit, ohne Arbeit und oft sogar ohne viele Mühe und Arbeit nicht zu erlangen sind. Manche dieser Thätigkeiten, welche sich auf die unmittelbare Erhaltung des Lebens, wie z. B. das Athmen, beziehen, muß jeder Mensch selbst übernehmen, es kann sie kein anderer für ihn verrichten, sie sind daher unübertragbare Arbeiten; dagegen gibt es sehr viele Arbeiten, die ein Anderer für uns verrichten kann, sie sind deshalb übertragbare Arbeiten.

Eine Hausfrau, welche nicht alle häuslichen Arbeiten selbst verrichten kann oder will, schafft sich eine Dienstmagd an, die alle oder einen Theil der häuslichen Arbeiten an Stelle der Hausfrau besorgt; mancher Bauer hält sich einen Dienstknecht; in einer größeren Stadt nimmt man sich für rasch vorübergehende Arbeiten und Besorgungen einen Dienstmann. Den Dienstboten geben wir Kost und Wohnung und außerdem noch einen Geldlohn und den Dienstmann finden wir bloß mit baarem Gelde ab. In allen diesen und ähnlichen Fällen bedarf es offenbar gar keines weiteren Nachdenkens, um sofort einzusehen, daß wir die verschiedenen Dienstleute lediglich für die von ihnen für uns verrichteten Arbeiten, d. h. daß wir sie für ihre Dienstleistungen bezahlen.

Wenn eine Frau sich in einem Tuchladen den Stoff zu einem wollenen Kleide nebst allem sonstigen Zubehör kauft, so kann sie sich, wenn sie es versteht, ein Kleid selbst anfertigen und sie hat alsdann keine weiteren baaren Auslagen; kann oder will sie aber die Anfertigung des Kleides nicht selbst übernehmen, so sendet sie den Stoff zu einem Damenschneider und läßt sich von diesem das gewünschte Kleid machen, wofür sie den Schneider bezahlen muß. Nun liegt es doch auf flacher Hand, daß die Bezahlung des Schneiders nur für die von ihm verrichtete Arbeit des Kleidermachens, die seiner Auftraggeberin erspart und wodurch dieser ein Dienst geleistet wurde, mit einem Worte, daß die Bezahlung für die Dienstleistung des Schneiders erfolgte.

Der Kaufmann, bei welchem der Kleiderstoff gekauft wurde, hat denselben nicht selbst gemacht, sondern er hat ihn von einem Fabrikanten gekauft, er hat ihn also bezahlen müssen; allein für den bezahlten Einkaufspreis überläßt derselbe den fraglichen Stoff nicht wieder seiner Abnehmerin, sondern er läßt sich mehr für denselben bezahlen. Um der Käuferin eine Menge von Kleiderstoffen in ihrem Wohnorte oder doch unsern von denselben zur Auswahl vorlegen zu können, mußte derselbe einen Laden einrichten, die Stoffe von dem Fabrikanten kommen lassen, den Ankaufspreis sowie die Fracht vorlegen, er muß sich den ganzen Tag über in seinem Laden befinden, „um seine Kunden zu bedienen“ und wenn er alle diese Arbeiten nicht allein verrichten kann, so muß er sich einen Commis, zu gut deutsch einen Ladendiener oder ein Ladenmädchen halten, die bezahlt sein wollen. Durch alle diese Arbeiten und Geldauslagen hat der Kaufmann den gewünschten Bedarfsgegenstand so in die Nähe der Käuferin gebracht, daß dieselbe nur einen kurzen Weg zurückzulegen hatte, um den Kleiderstoff auswählen zu können und daß, nachdem derselbe von dem Kaufmann abgeschnitten und eingewickelt ist, sie ihn nur noch nach Hause zu tragen oder einem Dienstmann zu übergeben braucht, der für 20 Pfg. auch noch diese Arbeit für sie übernimmt. Nun ist es doch klar wie die Sonne, daß alle Arbeiten, welche der Kaufmann und seine Gehilfen oder Gehilfinnen zu verrichten hatten und die Geldauslagen die er machen mußte, um der Käuferin den gewünschten Kleiderstoff kunstgerecht eingewickelt in die Hände legen zu können, dieser erspart wurden, und hierdurch wurde derselben offenbar ebenso gut ein Dienst geleistet, wie derselben durch die Arbeiten ihres Dienstmädchens, die ihr das Zimmerreinigen, Bettmachen u. s. w. ersparen, Dienste geleistet werden, und nicht minder klar ist es, daß der Kaufmann in dem erhöhten Preis des Kleiderstoffes lediglich für seine **Dienstleistungen** bezahlt wurde.

Wollten wir nun dieses Beispiel weiter verfolgen, so würden wir finden, daß der Fabrikant, welcher dem Kaufmann den Kleiderstoff lieferte, ehe er hierzu im Stande war, bedeutende Geldauslagen machen mußte, um all die Arbeiten, die Dienstleistungen zu bezahlen, die nöthig waren, um die Fabrikgebäude sowie alle zum Betriebe erforderlichen Maschinen und Geräthe herzustellen, die Beleuchtungs- und Brennstoffe, die Schmiermittel, den Rohstoff (die Wolle), anzuschaffen, ihn zu waschen, zu kammen, zu spinnen, zu verweben, zu appretiren, einzupacken und zu versenden. Alle diese unzähligen Arbeiten bedürfen aber einer wohlüberlegten, sachverständigen Leitung und Ueberwachung, die, soweit er es vermag, an erster Stelle der Fabrikbesitzer übernimmt und für all die Sorgen,

Mühen und Arbeiten, die er dadurch auf sich lud, will er doch auch bezahlt sein; wie er denn auch von seinem, vielleicht in einem gewagten Geschäftsunternehmen angelegten Kapital die entsprechenden Zinsen haben will; denn alle diese Aufwendungen hat er ja den Consumenten (Verbrauchern) der von ihm angefertigten Kleiderstoffe erspart und ihnen dadurch eben so gut einen Dienst geleistet, wie der Dienstmann der gnädigen Frau einen Dienst leistete, der er 10 Meter dieses Stoffes aus dem Laden des Kaufmanns in ihre Wohnung trug.

Greifen wir schließlich nun auch noch zurück auf den Ursprung der Wolle, aus welcher der Kleiderstoff hergestellt wurde, so treffen wir auf den Urproduzenten, den Landwirth. Da wir nun hauptsächlich für diesen schreiben, so werden wir wohl nicht nöthig haben, ihm all die Kapitalanlagen und Arbeiten aufzuzählen, welche ein ganzes Jahr über durch ihn selbst oder seine Dienstboten zur Futterbeschaffung und Fütterung verrichtet werden müssen, bis er einem Jährling 1 kg Wolle vom Leibe scheeren kann, das ihm vielleicht mit 3 ℳ. bezahlt wird; und es wird auch nicht nöthig sein, ihm weiter begreiflich zu machen, daß diese 3 ℳ. auch weiter nichts sind als die Bezahlung für all die Arbeiten, die er verrichten mußte, damit eine Stadtdame ein wollenes Kleid tragen konnte, daß sie weiter nichts sind, als die Bezahlung für seine Dienstleistung.

Wenn ein Landwirth die nöthige Wolle zu einem Rock, welche von seinem eigenen Schafe stammt, im Taglohn waschen, kammen, spinnen und weben läßt und wenn er schließlich, wie dies ja auf dem Lande noch häufig geschieht, den Schneider in's Haus nimmt und sich gleichfalls im Taglohn den gewünschten Rock anfertigen läßt, so ist doch klar, daß er mit dem gezahlten Taglohn nur die Arbeiten, die Dienstleistungen bezahlte, die das Waschen, Kammen, Spinnen, Weben seiner Wolle und das Rockmachen erforderten. All diese Taglohns-Umständlichkeiten bleiben ihm aber erspart, wenn er sich den gewünschten Rock sogleich fix und fertig in einem Kleiderladen kauft, denn in diesem Falle bezahlt er auch nur die Dienstleistungen all derjenigen Arbeiter, welche bei der Herstellung des fraglichen Rockes mitgewirkt haben; nur muß er in diesem Falle auch noch in dem Rohstoff, der Wolle, die Dienstleistungen des Landwirths mitbezahlen, dagegen kann er aber auch seine eigene Wolle verkaufen.

Was ist klarer und einfacher als das, daß derjenige, welcher sich durch Mühe und Arbeit irgend eine Brauchbarkeit, einen Bedarfsgegenstand, sei es durch bloße Aneignung, wie durch das Einsammeln von wildwachsenden Heidel-, Erd- und Himbeeren, oder durch Aneignung und

Zubereitung, wie z. B. einen Laib Brod verschafft und eigenthümlich erworben hat und diese Bedarfsgegenstände an einen andern abtritt, dem Empfänger derselben alle Mühe und Arbeit erspart, die er zur Beschaffung dieser ihm gehörigen Brauchbarkeiten aufwenden mußte, und daß diesem mit jener Arbeitsersparung ein Dienst geleistet wurde, denn einem andern dienen, einen Dienst leisten, heißt ja nichts anderes, als demselben Arbeit dadurch ersparen, daß man sie für ihn verrichtet.

Der Naturforscher, welcher neue Wahrheiten entdeckt und sie zum allgemeinen Besten in der Bevölkerung verbreitet; der Jurist, welcher jedem, soweit als thunlich, zu seinem Rechte verhilft; der Arzt, welcher, wo möglich, den Kranken heilt; der Lehrer, welcher die Jugend in nützlichen Dingen unterrichtet, sie alle haben Zeit, Mühe und Geld aufwenden müssen, um sich die nöthigen Fähigkeiten zur Ausübung ihrer verschiedenen Berufsarten zu erwerben. So oft sie aber hierin begriffen sind, arbeiten sie, so gut wie der Pflüger, der Mäher, der Schlosser, der Schmied, der Wagner, der Schuster, der Schneider, der Drechsler, der Cigarrendreher und wie die anderen alle heißen, deren Arbeiten mehr den Körper als den edleren Theil des Menschen, den Geist anstrengen.

Wenn nun jeder Einzelne von diesen Arbeitern die Brauchbarkeit, welche er sich durch Mühe und Arbeit verschafft hat, entweder wie der Naturforscher, der Jurist, der Arzt, der Lehrer zum unmittelbaren Nutzen eines anderen anwendet, oder wenn jeder dem anderen, der es gerade bedarf, das ihm selbst entbehrliche stoffliche Erzeugniß seiner Arbeit überläßt, so leisten sich Alle beständig unter einander Dienste und es ist daher in Wirklichkeit „Einer des Anderen Diener und es dienet ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen" oder, hier richtiger gesagt „mit der Brauchbarkeit, die er sich durch Mühe und Arbeit verschafft und eigenthümlich erworben hat.

Wie die Brauchbarkeit einer Sache, je nach der Dringlichkeit des Bedürfnisses, das sie mehr oder weniger vollständig zu befriedigen vermag, größer oder kleiner sein kann, so kann auch der Dienst, welchen wir mit eben dieser Brauchbarkeit einem andern leisten, ein größerer oder kleinerer sein. Allein die Größe des Dienstes bemißt sich keineswegs nach der Größe der an einen anderen abgetretenen Brauchbarkeit, sondern er hängt lediglich von der Mühe und Arbeit ab, die aufgewendet wurden, um jene Brauchbarkeit zu beschaffen, oder mit anderen Worten: wir schätzen die Größe des Dienstes nicht nach der unmittelbaren Wohlthat, die uns durch diesen

Dienst erwiesen wird, sondern nach der Größe und Schwierigkeit der Arbeit, und vielleicht noch der Gefahr für Leben und Gesundheit, die ein Anderer auf sich nehmen mußte, um uns den fraglichen Dienst zu leisten.

Daß dies nicht jedermann sofort als richtig einsieht, beruht wiederum auf einer durch den Sprachgebrauch geheiligten Wort- und Begriffsverwechslung, welche sich auf die Worte „Dienst" und „Wohlthat" beziehen. Wenn z. B. jemand sagt: „Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen, daß Sie mir mittheilten, es brenne auf meinem Hausboden, denn ich kam grade noch früh genug nach Hause, um den ausgebrochenen Brand sofort löschen zu können", so ist dies grundfalsch; denn Dienste kann man eigentlich gar nicht „erweisen", sondern nur leisten, und einem anderen einen Dienst leisten, heißt stets und unter allen Umständen, ihm eine Arbeit ersparen. In unserem Beispiele hat nun der Mann, welcher dem ihm vielleicht zufällig auf der Straße oder im Wirthshause begegneten Hauseigenthümer die Mittheilung machte, es brenne bei ihm, gar keine Mühe erspart und daher auch gar keinen Dienst geleistet, und trotzdem hat er ihm eine sehr große Wohlthat erzeigt, denn ohne die fragliche Mittheilung wäre möglicher Weise das Haus sammt Inhalt abgebrannt.

Wenn aber der Entdecker des ausgebrochenen Brandes rasch zur Feuerwache lief und dort die Anzeige machte, es brenne in dem und dem Hause, so hätte derselbe dem Hausbesitzer schon einen Dienst geleistet, weil er eine Arbeit für ihn verrichtet hatte; da dies aber nur eine geringe Arbeit war, so war auch der geleistete Dienst ein kleiner und zwar ein um so kleinerer, je kürzer der Weg war, den der Feuerentdecker bis zur Feuerwache zurückzulegen hatte, und umgekehrt, ein um so größerer, je weiter dieser Weg war. Wenn aber ein Feuerwehrmann sich mit augenscheinlichster Lebensgefahr in ein bereits lichterloh brennendes Haus stürzt, um das in demselben zurückgebliebene Kind aus den Flammen zu retten, so hat er, wenn es ihm gelungen ist, diesem Kinde sowie dessen Eltern einen großen Dienst geleistet, denn er hat sich einer großen Lebensgefahr für sie ausgesetzt, „er ist für sie ins Feuer gegangen", und hat ihnen damit zugleich aber auch eine unermeßliche Wohlthat erzeigt.

Nun ist es aber gar nicht einmal nöthig, daß einem anderen durch eine Dienstleistung eine Wohlthat erwiesen wird, ja es kann ihm sogar durch eben diese Dienstleistung ein Leid und zwar ein sehr großes Leid zugefügt werden und dennoch muß die Dienstleistung bezahlt werden.

Wenn ein Arzt einen Kranken ein halbes Jahr lang behandelt, ohne durch seine Behandlung auch nur die geringste Besserung zu erzielen und

der Kranke stirbt schließlich, so hat der Arzt dem Kranken die von ihm erwartete Wohlthat, die Gesundheit, gar nicht verschafft, aber die Arbeit, die Dienstleistung des Arztes muß dennoch bezahlt werden; ja es muß dies selbst dann noch geschehen, wenn der Kranke an einer heilbaren Krankheit litt und nicht an dieser, sondern in Folge der falschen Behandlung des Arztes starb, wenn dieser also seinen Patienten ums Leben brachte. In jedem Prozeß gibt es, wenn kein Vergleich zustande kommt, eine verlierende und eine gewinnende Partei, allein der Rechtsanwalt der ersteren wird ebensogut bezahlt, wie der der letzteren, und merkwürdiger Weise muß in diesem Falle der verlierende Theil, nicht nur seinen eigenen, sondern auch noch den Rechtsanwalt des Gegners, der ihm Schaden zugefügt und seinem Gegner eine Wohlthat erzeigt hat, für seine Dienstleistung bezahlen.

Wie mit diesen persönlichen Dienstleistungen, ganz so verhält es sich auch mit denjenigen Diensten, die wir einem anderen dadurch leisten, daß wir eine uns gehörige Brauchbarkeit, einen fertigen Bedarfsgegenstand, an ihn abtreten. Der Arzt besucht den Kranken, schreibt ihm die einzuhaltende Diät vor und verschreibt ein Recept, darin besteht seine Dienstleistung; der Apotheker macht die Arznei und verabfolgt sie an den Kranken, dies ist dessen Dienstleistung; ob nun diese Arznei den Kranken kränker oder gesünder macht, ob sie ihn heilt oder tödtet, dies übt auf den Werth (den Preis) derselben nicht den allergeringsten Einfluß aus; denn es ist nicht die Brauchbarkeit, die Nützlichkeit der Dinge, welche wir bezahlen und bezahlen müssen, sondern es sind immer die Dienstleistungen, die Arbeiten, die zu ihrer Beschaffung nöthig waren. War hierzu viele Zeit, Mühe, Arbeit, Geschicklichkeit u. s. w. erforderlich, so war die Dienstleistung eine große, umgekehrt war sie eine geringe.

Speise und Trank gehören, weil sie angeborene Bedürfnisse befriedigen, zu den allernothwendigsten Bedarfsgegenständen. Wer daher einem in einem tiefen Walde Verunglückten, der vielleicht wegen eines Falles nicht von der Stelle kann und vor Hunger und Durst bereits dem Tode nahe ist, grade noch zur rechten Zeit ein Stückchen Brod und einen Schluck Wasser reicht und ihm hierdurch das Leben rettet, erweist demselben eine große Wohlthat, allein der Dienst, den er leistet, ist dennoch ein kleiner, weil die Aneignung, Herstellung und Darreichung der beiden, in dem beregten Augenblicke höchst nöthigen Bedarfsgegenstände keine große Mühe und Arbeit erforderten.

Auf der anderen Seite gibt es Dinge, welche nur angewöhnte

Bedürfnisse befriedigen, welche daher entbehrlich sind und in der That auch von der großen Mehrzahl der Menschen ihr ganzes Leben lang ohne großen Kummer entbehrt werden, wie z. B. Schmucksachen von Gold und Edelsteinen, und gleichwohl werden mit diesen im höchsten Grade entbehrlichen Dingen große Dienste geleistet, weil viele Zeit, Mühe und Arbeit aufgewendet werden müssen, um Gold und Edelsteine aufzufinden, herbeizuschaffen und entsprechend zuzubereiten. Alle diese Zeit, Mühe und Arbeit wird Denjenigen erspart, welchen es Vergnügen macht kostbare Schmucksachen zu besitzen, und die reich genug sind, sie bezahlen zu können.

Da jeder Mensch Bedürfnisse hat, die befriedigt werden müssen, so hat auch ein jeder Brauchbarkeiten (Bedarfsgegenstände) nöthig. Wenn nun der Eine seine Zeit und Arbeit zur Herbeischaffung oder Darstellung von brauchbaren Dingen verwendet, die er an einen Anderen zur Befriedigung von dessen Bedürfnissen abtritt, so muß er natürlich auch verlangen, daß ihm dieser Andere ebenfalls Brauchbarkeiten, die er nicht selbst erzeugen kann oder will, aber zur Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse nöthig hat, überlasse; mit anderen Worten: wenn wir anderen Dienste leisten, so verlangen wir und müssen es verlangen, daß sie uns Gegendienste leisten. Nun ist es aber an sich selbstverständlich: wenn wir einem andern einen großen Dienst leisten, d. h. ihm viele Zeit, Mühe und Arbeit ersparen, so verlangen wir von ihm das Gleiche, d. h. wir verlangen von ihm ebenfalls einen großen Dienst; während wir für einen kleinen Dienst auch nur einen kleinen Gegendienst beanspruchen und beanspruchen können. Um daher den Umtausch von Diensten bewerkstelligen zu können, ist es nothwendig, daß wir die Größe der einzelnen Dienstleistungen nach Maßgabe der auf sie verwendeten Zeit, Mühe und Arbeit abschätzen, und diese Abschätzungen in einer jedermann verständlichen Weise ausdrücken. Thun wir nun dies, schätzen wir die Größe irgend einer Dienstleistung, einer Arbeitsersparung in der angegebenen Weise ab und drücken wir diese Größe in Geld aus, so kommt das zum Vorschein, was wir den **Werth** einer Sache nennen, und außer diesem Werth, welchen diejenigen Leute, die das Hirngespinnst „Gebrauchswerth" nicht los werden können, den „Tauschwerth" nennen, gibt es keinen anderen Werth.

Wenn wir daher sagen, diese oder jene Sache hat einen Werth von 3 Mark, so heißt dies: mit dieser Sache wird bei uns ein Dienst geleistet, der gleich ist dem bekannten Werthe von 3 Mark. Da wir nun noch viele andere Dinge kennen, die ebenfalls 3 Mark kosten,

so können wir uns nunmehr eine richtige Vorstellung von dem Werthe der fraglichen Sache machen, und wenn wir der Meinung sind, daß ein Mann, der dieselbe in einem Tage herstellt, bei den gegenwärtigen Preisen der Lebensmittel, doch wenigstens 3 Mark täglich verdienen müsse, so schätzen wir den Werth der Sache gleich der eintägigen Arbeit des Verfertigers.

Der Werth der Dinge entsteht daher in folgender Weise: Das ursprünglich Vorhandene sind die angeborenen und angewöhnten Bedürfnisse der Menschen. Diese Bedürfnisse suchen Befriedigung; hierzu aber sind Dinge nöthig, die man zur Befriedigung der gegebenen Bedürfnisse gebrauchen kann, welche also Brauchbarkeit haben; zur Herbeischaffung dieser Brauchbarkeiten (der Bedarfsgegenstände) ist zweckentsprechende Thätigkeit d. h. Arbeit erforderlich; tritt nun der Eine an den Andern eine durch Arbeit herbeigeschaffte oder hergestellte Brauchbarkeit ab, so erspart er diesem alle Arbeit, welche zur Beschaffung des betreffenden Bedarfsgegenstandes, aufgewendet werden mußte, und eben dadurch leistet der den Bedarfsgegenstand Abtretende (der Verkäufer) dem Empfänger (dem Käufer) desselben einen Dienst, und wird dieser Dienst nach Geld abgeschätzt, so drückt die gefundene Geldsumme die Größe der Dienstleistung, der Arbeitsersparung, d. h. den Werth der Sache aus.

Es ist vollkommen selbstverständlich, daß man mit Dingen, die schlechterdings zu gar nichts zu gebrauchen sind, die also gar keine Brauchbarkeit haben, niemals einem anderen Dienste leisten kann; denn Dinge, die kein Mensch zur Befriedigung eines Bedürfnisses, sei es ein körperliches oder geistiges, verwenden und deren bloßer Besitz auch niemandem einen Genuß gewähren, eine Freude machen kann, wie dies schöne Bilder, Alterthümer, Hunde, Vögel u. dgl. ihren Liebhabern thun, will auch kein Mensch haben; deshalb können denn auch Dinge, die gar keine Brauchbarkeit haben, keinen Genuß gewähren können, niemals einen Werth erlangen und darum gründet sich der Werth der Dinge stets auf ihre Brauchbarkeit, denn ohne Brauchbarkeit gibt es keinen Werth.

Daraus folgt denn auch von selbst, daß man den vorhandenen Werth einer Sache wieder ganz oder theilweise zerstören kann, wenn man ihre Brauchbarkeit ganz oder theilweise wieder zerstört. Wer z. B. eine Schüssel von Porzellan, die 10 Mark gekostet hat, in lauter kleine Stückchen zerschlägt, der hat ihre ganze Brauchbarkeit und damit ihren ganzen Werth, der gleich war dem Werthe eines 10 Mark-Stücks, vernichtet; denn die kleinen Porzellanscherben haben keine Brauchbarkeit und daher auch keinen Werth mehr. Wer dagegen eine Schüssel von Zinn in kleine Stücke zerhackt, der

hat nur einen Theil der Brauchbarkeit und damit des Werthes dieser Sache zerstört, denn die kleinen Stückchen Zinn haben sowohl noch Brauchbarkeit, als auch einen Werth; aus ihnen läßt sich die frühere Brauchbarkeit der Schüssel durch Schmelzen, Gießen und Putzen wieder herstellen. Da diese Arbeiten aber Geld kosten, so wurde nur derjenige Werth der Schüssel zerstört, der gleich ist den Wiederherstellungskosten.

Wer eine alte, bereits etwas abgenutzte Sache kauft, die bei ordnungsmäßiger Benutzung erfahrungsgemäß 10 Jahre brauchbar bleibt und die neu 20 Mark kostet, der wird natürlich für diese alte Sache keine 20 Mark zahlen, denn für denselben Preis könnte er sie ja neu haben. Wenn nun diese Sache bereits 5 Jahre benutzt wurde, so ist die Hälfte ihrer Brauchbarkeit und damit zugleich auch die Hälfte ihres Werthes zerstört. Allein es wird dennoch niemand, wenn ihn nicht die Noth dazu zwingt, die alte Sache mit 10 Mark bezahlen, weil es jedem Freude macht, dieselbe Sache noch neu zu besitzen. Soll er diese Freude entbehren, so verlangt er, daß ihm die alte Sache unter dem Preise von 10 Mark abgelassen werde; geschieht dies nicht, so kauft er sie lieber für 20 Mark neu, wodurch er nur die 5jährigen Zinsen von 10 Mark verliert. Dies ist aber der Preis, mit welchem er die Freude, das Wohlgefallen an der Neuheit bezahlt.

Wer kein besonderes Gewicht auf die Neuheit derartiger Bedarfsgegenstände legt, der macht in der Regel gute Geschäfte, wenn er dieselben auf Versteigerungen alt kauft. Dazu ist aber Viererlei unbedingt nöthig, nämlich:

1. daß er genau weiß, was der betreffende Gegenstand neu kostet, d. h. was seine Produktionskosten sind, oder was dasselbe ist: welches sein Werth in noch neuem, unbenutzten Zustande war;

2. daß er weiß, wie lange derselbe, neu gekauft, bei ordentlicher Benutzung brauchbar bleibt;

3. daß er zu beurtheilen versteht, der wievielte Theil der ursprünglichen Brauchbarkeit durch die Benutzung bereits aufgebraucht wurde und der wievielte Theil derselben noch vorhanden ist, denn der ebenso vielte Theil des ursprünglichen Werthes ist ebenfalls noch vorhanden; z. B. der ursprüngliche Werth (die Productionskosten) betrage 10 Mark, die Dauer der Brauchbarkeit 10 Jahre, so beträgt die jährliche Abnutzung 1 Mark; der Gegenstand wurde 5 Jahre gebraucht, daher ist der noch vorhandene Werth = 5 Mark; (Man denke an Pferde!)

4. daß er mit seinem Gebote unter dem richtig geschätzten, noch vorhandenen Werthe bleibt.

Es liegt hier außerordentlich nahe, in den Irrthum zu verfallen, bei einer solchen Abschätzung würde das Unmögliche geleistet, es würde der Werth der noch vorhandenen Brauchbarkeit nach Geld geschätzt; wir machen deshalb darauf aufmerksam, daß dieser Schätzung und Berechnung nicht die ursprüngliche Brauchbarkeit, sondern der bekannte ursprüngliche Werth der Sache, der nicht gleich ist ihrer Brauchbarkeit, sondern ihren Produktionskosten, zum Grunde liegt; wir gelen nicht etwa davon aus: die ursprüngliche Brauchbarkeit der fraglichen Sache hatte einen Werth von 10 Mark, sondern unser Gedankengang ist, wenn auch oft unbewußt, der folgende: Ich wünsche diese alte Sache zu besitzen, weil ich sie noch brauchen kann; wollte ich sie neu kaufen, so müßte ich sie mit 10 Mark bezahlen, weil, **wie ich weiß,** sie unter diesem Preise nicht abgegeben werden kann und nicht abgegeben wird; alsdann würde ich dieselbe aber auch 10 Jahre benutzen können; nun kann ich sie aber allem Anscheine nach höchstens nur noch 5 Jahre benutzen, es ist daher ihr ursprünglicher Werth, der bei einer Brauchbarkeitsdauer von 10 Jahren gleich war 10 Mk., von dem seitherigen Besitzer bereits zur Hälfte verbraucht, consumirt worden und sie hat daher bei einer Brauchbarkeitsdauer von noch 5 Jahren nur noch einen Werth von 5 Mark; denn wenn eine Brauchbarkeitsdauer von 10 Jahren 10 Mark **kostet,** so ist eine solche von 5 Jahren 5 Mk. werth. Wir verfahren bei der vorstehenden Schätzung genau so, als wenn ich z. B. einem Anderen eine zum Theil ausgetrunkene Flasche Wein zeigte und ihn fragte: Was gibst Du mir für den Rest? Hier würde der Andere jedenfalls erwidern: So sage mir erst, was ist denn das für Wein, ist es ein guter oder ein saurer? Die zweite Frage würde sein: Was kostet denn die Flasche davon? Wenn nun hierauf die Antwort erfolgte: $1^1/_2$ Mk., so würde der Andere jetzt erst prüfen, der wievielte Theil des Weines bereits getrunken ist und wie viel daher der Rest dem Maße nach noch beträgt; fände er, daß von dem Wein bereits $^2/_3$ verschwunden seien, so müßte er sich sagen, daß auch $^2/_3$ des Werthes = 1 Mk. bereits verschwunden, d. h. consumirt seien, und er wird daher, wenn er bei dem Handel keinen Profit machen will, höchstens 50 Pfg. für den Rest bieten.

Jeder durch Arbeit herbeigeschaffte Bedarfsgegenstand hat zwei Eigenschaften, einmal ist er für gewisse Zwecke brauchbar und zum andern ist er werthvoll. Wenn wir nun einen Bedarfsgegenstand, z. B. eine Schüssel von Porzellan, die 3 Mk. gekostet hat, vollständig zertrümmern (wodurch wir nur die Form, von der ihre Brauchbarkeit abhängt, vernichten, denn die Stoffe, aus der dieselbe hergestellt wurde, sind

unzerstörbar), so ist es doch klar, daß wir auch ihre beiden Eigenschaften, die Brauchbarkeit und den Werth, zerstören. Da nun die Scherben gar keinen Werth mehr haben, so wurde der ganze Werth der Schüssel vollständig zerstört; was, wenn die Schüssel von Metall gewesen wäre, durch Zerstückelung nicht geschehen konnte. Daß die Schüssel überhaupt einen Werth hatte, dies beruhte lediglich darauf, daß sie Brauchbarkeit besaß, denn wäre sie nicht brauchbar gewesen, so hätte sie niemand gekauft und bezahlt, und eben deshalb hatte sie keinen Werth. Daß aber der Werth, den sie hatte, grade 3 Mk., nicht mehr und nicht weniger, betrug, dies beruhte lediglich darauf, daß die Herstellungskosten 3 Mk. betrugen; denn die Schüssel hätte genau dieselbe Brauchbarkeit haben können, wenn sie nur 2 Mk., oder auch, wenn sie 4 Mk. gekostet hätte; im ersteren Falle hätten bei gleicher Brauchbarkeit die Herstellungskosten 2 Mark betragen und nur dieser Werth würde zerstört worden sein und im anderen Falle der Werth von 4 Mk.

Wie man nun den Werth einer Sache ganz zerstören kann, so kann man ihn auch theilweise zerstören. Wenn wir z. B. aus dem ungebogenen Rande der porzellanernen Schüssel nur ein kleines Stück herausschlagen, so hätte dieselbe hierdurch noch gar nichts an ihrer Brauchbarkeit eingebüßt, aber an ihrem Werthe hätte sie dennoch verloren, denn sie wäre nun eine schadhafte Schüssel und für eine solche wird niemand so viel bezahlen als für eine unbeschädigte.

Wer dagegen einen Laib Brod zur Hälfte aufzehrt, der 30 Pfg. gekostet hat, der consumirt (verbraucht) nicht nur die Hälfte seines Werthes gleich 15 Pfg., sondern er consumirt auch die Hälfte seiner Brauchbarkeit, die in seiner Nahrhaftigkeit besteht, deren absolute Größe sich nicht in Geld ausdrücken läßt.

In den vorstehenden Beispielen sind immer Veränderungen an den ganz oder theilweise entwertheten Gegenständen vorgegangen, allein der Werth einer Sache läßt sich auch ganz oder theilweise vernichten, ohne daß an der Sache selbst und daher auch an ihrer Brauchbarkeit nur die geringste Aenderung vorgeht; zu jenem ist nur nöthig, daß niemand mehr von der fraglichen Sache Gebrauch macht, wodurch sie ihre Eigenschaft als Bedarfsgegenstand und damit zugleich ihren ganzen Werth aus dem Grunde verliert, weil sie nun niemand mehr kauft und etwas dafür bezahlt.

In früheren Zeiten hatte jeder Raucher ein sogenanntes Feuergeschirr, bestehend in Stahl, Stein und Schwamm, in der Tasche und in

keiner Haushaltung durfte es fehlen, denn ohne es konnte man kein Licht machen; derselbe Stein befand sich auch als sogen. Flintenstein an allen Schlössern der Jagd- und Militärgewehre. Es ist aber dieser Stein ein in Knollen und Platten in der Kreide vorkommender Quarz mit flachmuscheligem Bruch, durch Zerschlagen wurde er für die verschiedenen Zwecke hergerichtet; früher war er in jedem Krämerladen zu kaufen. Alle noch vorräthigen Feuer- und Flintensteine verloren den ihnen durch die Arbeiten der Steingräber und -Schläger, der Fuhrleute, die sie transportirt hatten, der Krämer, die sie feil hielten, beigebrachten Werth vollständig, als die Percussionsgewehre, sowie die Streichhölzer erfunden und eingeführt wurden; denn es wurde, da sie zu nichts anderem als zum Feuerschlagen dienlich waren, kein Gebrauch mehr von ihnen gemacht und deshalb nichts mehr für sie bezahlt.

Die Leuchtstoffe lieferten früher die Landwirthe hauptsächlich in Gestalt von Fett (Talg) und Rapsöl, seitdem an ihre Stelle das Petroleum, das Leuchtgas und in der allerneuesten Zeit sogar das elektrische Licht getreten sind, haben sie einen bedeutenden Theil ihrer Brauchbarkeit und damit zugleich ihres Werthes verloren. Das Rindsfett, welches früher stets theurer als das Rindfleisch war, ist heute billiger als dieses und der Centner Raps kostet heute nur noch so viele Mark als er früher Gulden kostete. Solcher Beispiele, daß Bedarfsgegenstände lediglich dadurch, daß sie ganz oder theilweise außer Gebrauch gesetzt wurden, ihren Werth ganz oder theilweise verloren haben, ließen sich noch zu hunderten anführen. Man denke nur an die alljährlich vorkommende Entwerthung solcher Waaren, welche der Mode unterworfen sind, sobald sie nicht mehr modern sind, werden sie weniger gekauft und verlieren deshalb mehr oder weniger an ihrem Werth; man denke an die großen Summen, die allein Deutschland in den letzten 60 Jahren durch die öfter wiederholte Einführung verbesserter Militärgewehre, in Folge dessen die alten noch brauchbaren Gewehre außer Gebrauch gesetzt und hierdurch fast vollständig entwerthet wurden, eingebüßt hat.

Der Werth ist, weil er ein Begriff und keine Sache ist, ein Hanselmännchen, das die Menschen ganz nach Belieben können kommen und verschwinden lassen; er verschwindet, sobald der Werthgegenstand aufhört Bedarfsgegenstand zu sein und er kommt wieder, sobald die entwerthete Sache wieder zu einem Bedarfsgegenstand wird. Eine zerstörte Brauchbarkeit dagegen kann nicht ohne Mühe und Arbeit also nicht ohne Kosten wieder hergestellt werden.

Wir bitten diese allgemein bekannten Thatsachen im Auge zu behalten,

denn wir werden später, wenn von der Silberentwerthung die Rede sein wird, darauf zurückgreifen.

So gewiß es nun aber auch ist, daß aller Werth der Dinge sich auf ihre Brauchbarkeit gründet, so gewiß ist es auch, daß dieser Werth nicht aus der Brauchbarkeit entspringt, und daß sich derselbe auch nicht nach der Brauchbarkeit bemißt, denn es gibt Dinge, die den höchsten Grad der Brauchbarkeit besitzen, die ganz unentbehrlich sind und die dennoch, weil unter den gewöhnlichen Verhältnissen niemals und unter keinen Umständen auch nur ein Pfennig für dieselben bezahlt zu werden braucht, auch unter diesen gewöhnlichen Verhältnissen gar keinen Werth haben. Ein solches Ding ist z. B. die atmosphärische Luft.

Warum hat nun die für den Menschen zum Athmen ganz unentbehrliche Luft keinen Werth, warum wird unter den gewöhnlichen Verhältnissen niemals etwas für dieselbe bezahlt?

Die Antwort auf diese Frage lautet ganz einfach: weil mit derselben kein Dienst geleistet werden kann. Dies ist aber aus zwei Gründen unter den gewöhnlichen Verhältnissen unmöglich; einmal nämlich ist die atmosphärische Luft eine überall auf der Erdoberfläche vorhandene elastische Flüssigkeit, vermöge ihrer Elastizität (Zusammendrück- und Ausdehnbarkeit) strömt sie ganz von selbst in alle geöffneten hohlen oder auch nur luftverdünnten Räume ein. Die atmosphärische Luft braucht daher nicht durch Arbeit herbeigeschafft zu werden, und zum andern muß jeder, der am Leben bleiben will, selbst athmen; wir brauchen deshalb die Luft nicht durch einen anderen herbeischaffen zu lassen und ebensowenig können wir einen anderen für uns athmen lassen; es kann uns also keine Arbeit durch Herbeischaffung der Luft und durch das Athmen erspart, d. h. es kann uns in dieser Beziehung kein Dienst geleistet werden, und eben deshalb ist und bleibt die atmosphärische Luft unter den gewöhnlichen Verhältnissen werthlos.

Wenn aber der Taucher in die Tiefe des Meeres hinabsteigt, um aus derselben Waschschwämme heraufzuholen, so muß er sich durch einen anderen die Luft zupumpen lassen, für ihn ist daher die atmosphärische Luft nicht nur brauchbar, sondern auch werthvoll, dies letztere aber nur deshalb, weil er den Arbeiter, der sie ihm zupumpt, bezahlen muß. In dem späteren Werthe der Schwämme muß daher nicht nur die Arbeit des Tauchers, sondern auch die Arbeit desjenigen bezahlt werden, der demselben die nöthige Luft zupumpte. Wäre diese Arbeit nicht erforderlich, so würden die Schwämme billiger sein.

Mit dem Wasser verhält es sich auch unter den gewöhnlichen Verhältnissen schon anders, als mit der Luft. Die **Natur** gewährt dem Menschen alle Kräfte und Stoffe, und daher auch das Wasser ganz unentgeltlich, wer es aber benutzen will, der muß es erst durch Arbeit zu erlangen suchen, weil es nicht überall wie die Luft auf der Erdoberfläche vorhanden ist. Um Wasser trinken zu können, müssen wir uns entweder zu einer Quelle oder zu einem Brunnen hinbegeben, oder von einem andern das Wasser daselbst holen, oder es mittelst Röhren in unser Haus leiten lassen. Im ersten Falle müssen wir selbst einen Weg machen, also eine Arbeit verrichten; im zweiten übernimmt diese Arbeit ein anderer, ein Dienstbote, für uns, dem wir Kost, Wohnung und Lohn geben und den wir daher auch für das Wasserholen bezahlen müssen, und im dritten Falle wurde eine Wasserleitung angelegt, die wir bezahlen und auf unsere Kosten unterhalten müssen: es hat daher niemand sein Wasser umsonst, dasselbe hat vielmehr, sobald es durch Arbeit angeeignet wurde, immer einen Werth. Da aber in der Regel die Brunnen das Wasser im Ueberflusse spenden, so läßt sich überall da, wo dies der Fall ist, der Eigenthümer des Brunnens für sein überflüssiges Wasser nichts bezahlen. Allein in solchen Städten, die, wie z. B. Kairo kein gutes Trinkwasser haben, wird dasselbe von Wasserträgern herbeigeschafft und muß von diesen geradeso gekauft werden, wie wir Bier, Wein u. s. w. vom Wirthe kaufen.

Wie alle reinen Naturprodukte, so kostet auch das Wasser an der Quelle nichts, es hat daher auch dort noch keinen Werth; aber im Hause kostet es Geld, z. B. den Verfasser selbst 42 Mark jährlich. Wenn ich nun sage: Für das Wasser bezahle ich 42 Mark, so ist dies eigentlich nicht richtig, denn für das Wasser, welches die Natur unentgeltlich spendet, bezahle ich die 42 Mark nicht, sondern ich bezahle sie für die Anlage und Unterhaltung der städtischen Wasserleitung, welche mir das Holen des Wassers an der Quelle erspart; ich zahle sie also für die Dienstleistungen derjenigen Arbeiter, welche die städtische Wasserleitung anlegten und sie unterhalten, und aus dieser Dienstleistung **entspringt** daher der Werth des Wassers, den es in meinem Hause hat.

Wie aber mit dem Wasser, so ist es mit allen andern Dingen, für die etwas bezahlt werden muß und die daher einen Werth haben, ihr Werth **gründet** sich zwar auf ihre Brauchbarkeit, denn ohne Brauchbarkeit gibt es keinen Werth, aber er **entspringt** nicht aus derselben, sondern er **entspringt** stets aus den Dienstleistungen der Menschen, ohne

welche ebenso wenig ein Werth entsteht, wie ohne Brauchbarkeit.

So haben die Himbeeren, Erdbeeren, Heidelbeeren als reine Naturprodukte im Walde noch keinen Werth, sondern nur Brauchbarkeit, sobald sie aber eingesammelt und zum Markte gebracht sind, werden sie bezahlt, sie haben also jetzt einen Werth. Allein es ist augenscheinlich: die Bezahlung erfolgt nicht für die „Beeren", sondern für das Einsammeln, Transportiren und Feilbieten derselben, also für die Arbeiten, die Dienstleistungen derjenigen, welche die Beeren einsammeln und zur Stadt bringen.

In einem Glase Bier bezahlen wir für den Stoff, insoweit ihn die Natur ohne menschliche Arbeit geliefert hat, ebenfalls nichts, sondern wir bezahlen nur die Arbeiten, die Dienstleistungen all derjenigen, welche bei der Produktion des Bieres mitgewirkt haben. Dies ist aber eine sehr große Anzahl von Produzenten: der Landwirth liefert die Gerste und den Hopfen, der Berg- und Hüttenmann das nöthige Eisen und Kupfer, der Brunnenmacher das Wasser, der Schmied, der Wagner ꝛc. die nöthigen Geräthe dieser Produzenten, der Maurer, Zimmermann, Dachdecker, Glaser, Schreiner, Tüncher, Schlosser, bauen und unterhalten die Brauerei, der Steinbrecher und Ziegelfabrikant liefern die Steine, die Eisenbahn, der Fuhrmann schaffen die verschiedenen Materialien herbei, die Braugeräthe liefert der Büttner, der Kupferschmied u. s. w. und endlich kommt erst der Brauer und seine Arbeiter selbst. Die Dienstleistungen all dieser Leute müssen im Werthe des Bieres bezahlt werden, aus ihnen und nicht aus seiner Brauchbarkeit entspringt daher der Werth des Bieres. Würde das Bier ebenso häufig wie das Wasser aus der Erde hervorquellen, so würde es an der Quelle ebenso werthlos sein, wie es dieses ist. Wie mit dem Bier, ganz ebenso verhält es sich auch mit allen anderen Dingen, die wir bezahlen müssen und welche daher einen Werth haben.

So gewiß es ist, daß der Werth einer Sache sich stets auf ihre Brauchbarkeit gründet, ebenso gewiß ist es auch, daß die Größe des Werthes nicht abhängig ist von der Größe der Brauchbarkeit und sich daher auch nicht nach dieser bemißt.

Daß dem wirklich so ist, das liegt auf flacher Hand; denn die Luft, welche den höchsten Grad der Brauchbarkeit besitzt, hat gar keinen Werth; das Wasser, welches ebenso unentbehrlich wie die Luft ist, hat nur einen sehr geringen Werth, denn für eine kleine Summe Geldes bekommt man es in der Regel im Ueberfluß; das Eisen, welches viel unentbehrlicher, viel brauchbarer als Gold ist, hat doch einen viel geringeren Werth als

Gold; der Diamant, der nur zum Glasschneiden in sehr geringer Menge nöthig ist, der also, wenn man unberücksichtigt läßt, daß die Eitelkeit reicher Leute auch befriedigt sein will, eine unbedeutende Brauchbarkeit besitzt, hat dennoch einen sehr hohen Werth und so gibt es noch unzählige Dinge, von denen das Gleiche gilt.

Der Grund dieser Erscheinung liegt, wie wir bereits gesehen haben, in dem Umstande, daß zum Gebrauche der Luft gar keine Dienstleistung erforderlich ist, zur Herbeischaffung des Wassers genügt eine geringe Dienstleistung; zur Herbeischaffung des Goldes, nach dem, weil es seltener ist, viel länger gesucht werden muß, als nach Eisen, das sich in mächtigen Lagern findet, ist mehr Arbeit, also eine größere Dienstleistung erforderlich als zur Herbeischaffung dieses Metalls, und ebenso verhält es sich auch mit dem Diamante gegenüber dem Golde.

Da man nun, wie wir bereits gesehen haben, durch eine sehr geringe Dienstleistung einem andern eine sehr große Wohlthat erzeigen kann, d. h. ihm eine sehr große Brauchbarkeit und auch umgekehrt durch eine große Dienstleistung eine geringe Brauchbarkeit liefern kann, und da stets nur die Dienstleistung, nicht aber die Brauchbarkeit im Werthe der Dinge bezahlt wird, **so ist der Werth das Maß der Dienstleistung;** d. h. in dem Werthe einer Sache ist stets die Größe des Dienstes (der Arbeitsersparung) ausgedrückt, welchen ein Anderer uns dadurch leistet, daß er jene Sache an uns abtritt, sie uns zum Gebrauche, zur Befriedigung irgend eines Bedürfnisses überläßt.

„Aber", so könnte hierauf vielleicht erwidert werden, „gute Waaren haben doch eine größere Brauchbarkeit als schlechte Waaren derselben Art, und darum bezahlen wir jene theurer als diese. Die guten Waaren haben daher einen höheren Werth als die schlechten gleicher Art, folglich hängt die Größe des Werthes von der Brauchbarkeit und nicht von der Dienstleistung ab."

Dies scheint allerdings so zu sein, allein in Wirklichkeit verhält sich die Sache dennoch anders und zwar folgendermaßen: Mit einer guten Waare wird uns eine größere Wohlthat erzeigt, als mit einer schlechten Waare, jene ist uns deshalb lieber, angenehmer als diese. Daher sind wir allerdings auch geneigt und bereit, für eine gute Waare mehr zu bezahlen als für eine schlechte; allein wir würden dies dennoch niemals nöthig haben, wenn die Herstellung der guten Waare nicht mehr Zeit, Mühe und Arbeit erforderte als die Herstellung einer schlechten Waare. Da dies nun aber nicht der Fall ist da die Herstellung der guten Waare mehr Zeit, Mühe und Arbeit, also mehr Dienstleistungen erfordert, als die Herstellung der schlechten Waare, so **müssen** wir die gute Waare, wenn wir in ihren

Besitz gelangen wollen, theurer bezahlen, wir mögen **wollen** oder nicht. Wer seine Waare für wenig Geld, also billig verkaufen will oder muß, der „arbeitet schlecht", d. h. er verwendet wenig Zeit, Mühe und Arbeit auf sein Erzeugniß, und wer für vieles Geld, also theuer verkaufen will, der macht es umgekehrt. Wir bezahlen also die gute Waare (die bessere Qualität) nicht darum theurer als die schlechte, weil jene uns lieber ist, als diese, sondern wir bezahlen sie darum theurer, weil der Verkäufer die gute Waare uns nicht billig ablassen kann und will. Andernfalls würde uns die gute Waare zu einem niedrigen Preise gewiß sehr willkommen sein und niemand würde ihrer größeren Brauchbarkeit wegen jemals für dieselbe mehr bezahlen, als für sie gefordert wird.

Daß aber in der That die gute Waare (die Qualität) zu ihrer Herstellung mehr Zeit, Mühe und Arbeit erfordert, als die schlechte, das ist klar; denn wäre dies nicht der Fall, so würde niemand schlechte Waaren verfertigen, weil sie keine Käufer fänden; denn es wird doch wohl niemand für eine schlechte Waare 1 Mk. ausgeben, wenn er für denselben Preis eine gute Waare gleicher Art haben kann.

Woher rührt nun aber der so allgemein verbreitete Irrthum, daß, wenn man einen Bedarfsgegenstand kauft, man die Größe (den Grad) seiner Brauchbarkeit bezahle? Das ist auch wieder sehr einfach: Wenn wir mit dem Gedanken umgehen, irgend eine Sache zu kaufen, so empfinden wir ein Bedürfniß nach derselben. Da nun die hier in Rede stehenden Bedürfnisse nur durch Brauchbarkeiten befriedigt werden können, so faßt der Käufer auch nur die Brauchbarkeit des zu kaufenden Gegenstandes in's Auge, nur sie prüft er, nur sie will er haben und zwar für so wenig Geld wie möglich. Er erwägt deshalb, was die betreffende Sache für ihn „werth" sei, und wenn er sie gekauft und mit 3 Mk. bezahlt hat, so hat er in der That sich nur deren Brauchbarkeit gekauft und seine 3 Mk. gegen dieselbe hingegeben, und deshalb ist es ganz natürlich, daß der Käufer nun auch glaubt, er habe mit seinen 3 Mk. die Größe, d. h. den „Werth" der gekauften Brauchbarkeit bezahlt. Allein dies ist eine arge Selbsttäuschung, denn nicht die Größe der Brauchbarkeit, sondern die Zeit, Mühe und Arbeit, die Dienstleistungen, welche zu ihrer Herstellung erforderlich waren, mit einem Worte, die Produktionskosten der fraglichen Sache wurden mit den 3 Mk. bezahlt; waren diese gering, so war die gekaufte Brauchbarkeit für dieses wenige Geld zu haben, hätten dieselben aber dreimal mehr betragen, so hätte der Käufer für die betreffende Sache, wenn er sie haben wollte, 9 Mk. bezahlen müssen. Eine Cigarrenspitze von Weichsel und Horn hat dieselbe Brauchbarkeit wie

eine solche von Meerschaum und Bernstein, aber während die erstere nur 50 Pfg. kostet, müssen für letztere vielleicht 6 Mk. bezahlt werden und zwar lediglich aus dem Grunde, weil die Herstellungskosten der Meerschaumspitze zwölfmal mehr betragen, als diejenigen der Weichselspitze. Dasselbe gilt auch noch von unzähligen anderen Dingen.

Ist die zu kaufende Sache für den Käufer unentbehrlich, muß er sie haben, und kauft er in einem Geschäfte mit festen Preisen, so muß er den geforderten Preis zahlen; ist sie ihm aber entbehrlich, so wird der Käufer, wenn z. B. 10 Mk. für sie gefordert werden, erwägen, ob ihm seine 10 Mk. nicht lieber seien, als die gewünschte Sache, und wenn er sich diese Frage bejaht, so wird er sie nicht kaufen, weil sie ihm, wie er sagt, „zu theuer ist". Wer, wie man zu sagen pflegt, über ungezähltes Geld verfügt, und wem dabei die Groschen nicht an den Fingern kleben, der wählt die zu kaufenden Bedarfsgegenstände lediglich nach seinem Geschmacke aus und bezahlt den geforderten Preis. Wer aber Rücksicht auf seinen Geldbeutel nehmen muß, dem bleibt mancher Wunsch unerfüllt, er muß manche Brauchbarkeit oft schmerzlich entbehren, weil ihre Herstellungskosen mehr betragen, als er vernünftiger Weise für sie bezahlen kann; er liest nicht, wie der Reiche den Speisezettel von links nach rechts, sondern er liest ihn hebräisch, d. h. von rechts nach links; denn die Ziffern, die rechts stehen, sie und nicht sein Geschmack bestimmen an erster Stelle seine Wahl der Speisen, wenn er kein Verschwender ist. Die Redensart: Die Sache hat keinen so hohen „Gebrauchswerth" für mich, heißt daher auf deutsch: Ich bin nicht so bemittelt, daß ich für eine mir zwar wünschenswerthe, aber doch entbehrliche Sache soviel Geld ausgeben könnte, wie für dieselbe gefordert wird. Die „individuelle Schätzung des Gebrauchswerthes" ist daher meistens nur die alte Geschichte vom Fuchs, dem die Trauben zu sauer waren.

So lange die Menschen noch sehr wenige, ja kaum mehr als die angeborenen Bedürfnisse empfanden und jeder sich selbst die wenigen Bedarfsgegenstände durch eigene Arbeit verschaffte, welche zur Befriedigung seiner eigenen und der Bedürfnisse seiner nächsten Angehörigen nothwendig waren, existirte der Begriff des Werthes noch nicht. Dieser Begriff entstand vielmehr erst, als die Menschen anfingen, die aufgesuchten und angeeigneten Bedarfsgegenstände gegenseitig umzutauschen, als der Jäger dem Fischer Wild und dieser dem Jäger dagegen Fische abtrat und der Früchtesammler sich gegen Früchte Wild und Fische eintauschte. Jedermann begreift es, daß schon unter diesen ursprünglichen, einfachen Verhältnissen,

namentlich als der Ueberfluß jener Bedarfsgegenstände durch die Zunahme der Bevölkerung sich minderte, als sie anfingen zu mangeln, der Jäger sicherlich nicht seine durchschnittliche Beute von einem ganzen Tage, für die durchschnittliche Beute des Fischers von einem halben Tage hingegeben haben wird und ebenso hat ohne Zweifel auch der Früchtesammler gedacht und gehandelt. Jeder derselben wird erwogen haben, wie viele Zeit, Mühe und Arbeit er auf die Aneignung der von ihm besessenen Brauchbarkeit und wie viele Zeit, Mühe und Arbeit der andere auf die Erwerbung seiner Brauchbarkeit verwenden mußte, und nach diesem Maßstabe, nach der Menge der gethanenen Arbeit, werden sich auch die Mengen gerichtet haben, in welchen die einzelnen Bedarfsgegenstände umgetauscht wurden. Wenn der Früchtesammler einen ganzen Tag nöthig hatte, um 1 Mahlzeit Früchte zu erlangen, während der Fischer in einem halben Tage 1 Mahlzeit Fische fing, so wird jener nicht eine Mahlzeit Früchte für eine Mahlzeit Fische hingegeben, sondern er wird entweder nur $^1/_2$ Mahlzeit Früchte angeboten oder 2 Mahlzeiten Fische gefordert haben.

Sobald aber in dieser Weise die gegenseitigen Dienstleistungen abgeschätzt und auf Grund dieser Schätzungen umgetauscht wurden, war der Begriff des Werthes gefunden. Derselbe **verdankt** also seine Entstehung dem **Tausche.**

Das Wort **„Preis"** wurde schon mehrfach gebraucht und kommt in der Geschäftswelt noch häufiger vor als das Wort „Werth"; es fragt sich deshalb: Was versteht man unter dem Worte „Preis" oder: Was ist der Preis?

Die Antwort auf diese Frage wird sich leicht ergeben, sobald wir zu erforschen suchen, wann und wie wir das Wort „Preis" im Geschäftsleben gebrauchen, denn nur die richtig beobachteten Thatsachen des praktischen Geschäftslebens und nicht die Volkswirthschaftsphilosophie der Theoretiker*) haben volkswirthschaftliche Fragen zu entscheiden.

---

*) Der Verfasser, ein Gutspächters-Sohn, war nach gründlicher praktischer Erlernung der Landwirthschaft, bis zu seinem 42. Lebensjahre ausübender Landwirth, 4 Jahre hat er für fremde und 12 Jahre für eigene Rechnung gewirthschaftet und obgleich er mit Körners Nachtwächter sagen darf: „Ich bin auch in die Schule gegangen und hab' mich im Lesen und Schreiben geübt", verdankt er doch seine volkswirthschaftlichen Anschauungen weniger der Hochschule, die er vor nun bald 40 Jahren als einziger Landwirth unter den damals zahlreichen Schülern Liebigs zu Gießen bezog, als vielmehr seinen eigenen praktischen Lebenserfahrungen, und er ist deshalb auch, obgleich er seit 20 Jahren auf dem Katheder und am Schreibtische sitzt, so frei, sich heute noch für einen praktischen Landwirth zu halten.

Wenn wir an einem Schrannentage (Getreidemarkt) einen Getreidehändler in Würzburg fragen: „Was ist der Preis des Weizens?“ so wird er uns sofort die Summe Geldes nennen, die soeben auf der Schranne zu Würzburg für einen Ctr. Weizen bezahlt werden mußte. Der Mann versteht uns sofort, er fragt nicht erst: „Wann?“ und „wo?“, sondern, wenn wir schlechtweg nach dem Preise des Weizens fragen, so sagt er uns sofort, was in diesem Augenblicke an dem Orte, an welchem wir uns befinden, der Preis des Weizens ist, der möglicher Weise an demselben Tage zu Aschaffenburg und Schweinfurt ein ganz anderer sein kann.

Bei dem Handeln um irgend eine Waare z. B. um ein Paar Ochsen, werden wir bald den einen, bald den anderen der Handelnden sagen hören: „Die Ochsen sind nicht soviel werth als Du forderst“, „die Ochsen sind mehr werth als Du geboten hast“, oder: „Dein Gebot bleibt weit unter dem Werthe“, „ich habe Dir schon über den Werth geboten.“

Worüber streiten sich nun diese Leute? Die Antwort auf diese Frage ist leicht zu geben, denn die Handelnden sagen es ja beständig: sie streiten sich darüber, welchen **Werth** die fraglichen Ochsen heute auf dem Markte zu N. haben. Ist der Handel zustande gekommen, so wird aber der Käufer nicht etwa sagen: „Ich habe einen zu hohen Werth für die Ochsen bezahlt“, sondern er sagt jetzt: „Ich habe einen zu hohen Preis bezahlt“.

Aus diesen einfachen Thatsachen ergibt sich unwiderleglich, daß wir unter dem **Preis** einer Sache durchaus nichts anderes verstehen, als ihren augenblicklichen und örtlichen Werth, ausgedrückt in Geld.

Mit den Worten „Werth“ und „Preis“ verhält es sich genau so, wie mit den Worten „Klima“ und „Witterung“; denn gerade so wie wir mit dem Worte „Klima“, die durchschnittliche Witterung einer Gegend in einer längeren Zeitperiode und mit dem Worte „Witterung“ das augenblickliche und örtliche Klima bezeichnen, so bezeichnen wir mit dem Worte „Werth“ den durchschnittlichen Preis in einer längeren Zeitperiode und mit dem Worte „Preis“ den örtlichen und augenblicklichen Werth.

Wenn in den letzten 10 Jahren der Durchschnittspreis des Weizens in Unterfranken 10 Mark pro Ctr. war, so sind diese 10 Mark der genaue Ausdruck für den Werth des Weizens in eben dieser Zeit, und ist heute der Preis des Weizens auf der Schranne zu Würzburg 9 Mark, so ist dies der örtliche und augenblickliche Werth desselben. Die 10 Mark geben an, wie groß der Dienst war, welcher in Unterfranken in den letzten

10 Jahren mit einem Ctr. Weizen geleistet wurde und die 9 Mark drücken aus, wie groß der Dienst ist, welcher in diesem Augenblicke in Würzburg mit einem Ctr. Weizen geleistet wird.

Wer aber etwa anderer Meinung sein, wer nicht glauben will, daß der Werth durchaus nichts anderes sei als der Durchschnittspreis, der muß uns sagen können: was denn der Werth des Weizens in den letzten 10 Jahren in Unterfranken war, wenn sein Durchschnittspreis sich zu 10 Mark berechnete? Wer es also weiß: Heraus damit!

Wie wir mit dem Worte „Witterung“ nur die nach Ort und Zeit sich einstellenden Schwankungen des Klimas bezeichnen, geradeso bezeichnen wir auch mit dem Worte „Preis“ die nach Ort und Zeit sich einstellenden Schwankungen des Werthes. Diese Schwankungen oder der Preis sind aber **abhängig von dem Verhältnisse des Angebots zu der Nachfrage.**

Wenn auf einen Vieh- oder Getreidemarkt sehr vieles Vieh oder Getreide gebracht wird und es stellen sich nur wenige Käufer mit geringem Bedarfe ein, wenn also das Angebot groß und die Nachfrage gering ist, so sinken die Vieh- und Getreidepreise, weil die Käufer, sobald sie merken, daß der Markt überfahren ist, niedrigere Preise bieten, zu denen all diejenigen Verkäufer losschlagen, die ihrer Geldbedürftigkeit, oder, noch außerdem beim Vieh, ihres Futtermangels wegen verkaufen müssen. Verhält es sich aber umgekehrt, ist der Markt schwach befahren und es sind viele Käufer vorhanden, ist also das Angebot gering und die Nachfrage groß, so fordern die Verkäufer sofort höhere Preise, und diejenigen Käufer, welche unbedingt Vieh oder Getreide haben **müssen**, sind genöthigt, sich zu diesen höheren Preisen zu verstehen. Im ersten Falle also sinkt, im letzteren Falle aber steigt der Preis.

Durch diese Zwangslage, in der sich bald die Käufer, bald die Verkäufer befinden können, kann es sich ereignen, daß der Preis einer Sache weit über ihren wahren Werth, der immer gleich ist den Produktionskosten, steigt und ebenso auch, daß er unter ihren wahren Werth sinkt. Eine Erscheinung, die bei dem Werthe auf die Dauer nicht vorkommen kann. Beim Kauf und Verkauf ist immer der im Vortheil, der warten kann.

Eine jede Produktion wird von dem Produzenten aus dem Grunde unternommen, um sich durch Arbeitsverdienst und meistens auch durch gute Verzinsung des Anlagekapitals ein Einkommen zu verschaffen. Dieser Zweck kann aber nur dann erreicht werden, wenn der Werth der erzielten Produkte ein so hoher ist, daß er dem Unternehmer die nöthigen Kapitalzinsen sowie einen entsprechenden Arbeitslohn abwirft. Geschieht

des nicht, ist die erzeugte Sache nicht soviel *werth*, als sie den Produzenten selbst *kostet*, so kann die Produktion nicht fortgesetzt werden, weil sie mit einem beständigen Verluste für den Unternehmer verknüpft wäre. In einer solchen Produktion wird aber niemand geneigt und auf die Dauer auch niemand befähigt sein, weil durch sie das Kapital des Unternehmers aufgezehrt werden müßte. Es kann daher der *Werth* einer Sache *auf die Dauer* nicht unter ihre Produktionskosten sinken, denn sobald dies geschehen will, wird entweder die Produktion eingeschränkt, infolge dessen dann das Angebot sich vermindert, wodurch der Preis zum Steigen gebracht, also der Werth wieder erhöht wird, oder die Produktion wird ganz aufgegeben, wodurch dann das betreffende Produkt aus dem Dasein verschwindet.

Auf der anderen Seite aber kann auch der *Werth* einer Sache *auf die Dauer* nicht über ihre Produktionskosten steigen, weil dies durch die Concurrenz verhindert wird; denn sobald der Preis einer Sache sich auffallend über ihre Produktionskosten erhebt, so unternehmen sofort viele ihre Produktion, weil dieselbe alsdann mit einem hohen Verdienste*) verbunden ist, hierdurch aber vermehrt sich das Angebot, wodurch der Werth dieser Waare sofort sinkt und zwar so lange, bis derselbe mit den Produktionskosten auf gleicher Höhe steht.

Aus diesem Grunde werden den Erfindern, um ihnen einen Erfinderlohn zu sichern, für ihre Erfindungen Patente ertheilt, d. h. der Staat gestattet auf eine gewisse Zeit die Fabrikation der neu erfundenen Sache nur dem Erfinder, oder denjenigen, an welchen dieser sein alleiniges Recht der Fabrikation, natürlich gegen Bezahlung, abtritt. Da hierdurch die Concurrenz für eine gewisse Zeit ausgeschlossen ist, so müssen in eben dieser Zeit für die neu erfundene Sache sogenannte Monopolpreise, d. h. Preise bezahlt werden, welche die Produktionskosten der Sache übersteigen.

Wenn es also auf der einen Seite keine Dinge gibt, deren Werth auf die Dauer *geringer* ist, als ihre Produktionskosten und es auf der andern Seite ebensowenig Dinge gibt, deren Werth auf die Dauer

*) Die Worte „Gewinn“ und „Verdienst“ sind nicht gleichbedeutend, denn einen Gewinn, der meist vom Zufall abhängt, (wir wissen recht gut, daß es im *strengsten* Sinne des Wortes keinen Zufall gibt) macht man nur beim Spiel, zu einem Verdienst gelangt man aber nur durch Arbeit. Wenn daher ein Börsenspekulant schreibt: „Gewinn- und Verlust-Conto“, so ist dies richtig, wenn aber ein Produzent, ein Kaufmann, ein Fabrikant sich derselben Ausdrucksweise bedienen, so ist dies falsch, denn sie sollten schreiben: „Verdienst- und Verlust-Conto.“

größer ist, als ihre Produktionskosten sind, sondern wenn sich vielmehr der wirkliche, wahre Werth der Dinge, wie er sich durch Kauf und Tausch, im Handel und Wandel *thatsächlich* herausstellt, stets in's *Gleichgewicht* setzt mit ihren Produktionskosten, so ist auch auf die Dauer *der Werth stets gleich den Produktionskosten*.

Der Werth einer Sache kann vermindert werden einmal durch die Verminderung ihrer Produktionskosten und ein andermal durch Einschränkung ihres Bedarfs; wird aber eine Sache ganz außer Gebrauch gesetzt, hört sie auf Bedarfsgegenstand zu sein, so verliert sie dadurch, wie wir bereits gesehen haben, ihren ganzen Werth.

Die Verminderung der Produktionskosten kann aber zunächst wiederum in zweierlei ihren Grund haben, einmal kann das *unentgeltliche* Naturprodukt, der Rohstoff, aus welcher eine Sache *hergestellt* wird, in größerer, leicht zu gewinnender Menge *entdeckt* werden, und zum andern können durch *neue Erfindungen* die Herstellungskosten der betreffenden Sache geringer werden. Wenn z. B. sehr reichhaltige Kupfererze in großer Menge entdeckt würden, so würde dadurch sofort der Werth des Kupfers sinken, weil es jetzt durch weniger Arbeit herbeigeschafft werden könnte. Das Aluminium, das sich in ungeheuerer Menge auf der Erde findet, denn es ist das Metall des Thons und ist deshalb in allen thonhaltigen Gesteinen und Böden enthalten, verdankt nicht wie das Gold seinen Werth der Seltenheit, sondern es verdankt denselben lediglich den Schwierigkeiten, die es hat, es aus seiner Verbindung mit dem Silicium (Kiesel) und dem Sauerstoff abzuscheiden, es als reines Metall darzustellen. Früher waren diese Schwierigkeiten so groß, daß das Aluminium viel theurer, also auch viel mehr *werth* war, als es gegenwärtig werth ist, nachdem man durch die Fortschritte in der Chemie eine billigere Darstellungsweise kennen gelernt hat.

Endlich können aber auch die Produktionskosten durch das Sinken der Arbeitslöhne geringer und durch das Steigen derselben größer werden.

Wie durch die Entdeckung neuer reichhaltiger Kupfergänge in großer Menge der Werth des Kupfers sinken würde, so würde er umgekehrt erhöht werden, wenn durch Ausbeutung der bekannten Kupfergruben das Kupfer seltener würde und daher mit mehr Arbeit, also mit größeren Kosten aufgesucht und herbeigeschafft werden müßte. Ebenso kann der Werth einer Sache dadurch erhöht werden, daß sie mehr als seither in Gebrauch genommen wird, indem sie vielleicht eine neue Verwendung und damit einen größeren Absatz findet, und eine bis dahin unbrauchbare und darum werthlose Sache kann dadurch, daß man es lernt, einen nützlichen

Gebrauch von ihr zu machen, zu einer Sache werden, der sich durch Arbeit Werth beibringen läßt.

Da der Preis nichts anderes ist als der örtliche und augenblickliche Werth einer Sache, so ist es selbstverständlich, daß mit jeder Werthveränderung auch die entsprechende Preisveränderung stattfindet. Mag nun der Werth und dem entsprechend auch der Preis ein hoher oder niedriger sein, immer sind die nach Ort und Zeit sich einstellenden Schwankungen des Werthes, welche wir den Preis nennen, einzig und allein abhängig von dem Verhältniß des Angebots zur Nachfrage. Für diese unaufhörlichen Schwankungen des Werthes gibt es nur die eine Ursache: Aenderung in **dem Verhältnisse** des Angebots zur Nachfrage. Steigt das Angebot oder vermindert sich die Nachfrage, so fällt der Preis; vermindert sich das Angebot oder steigt die Nachfrage, so steigt der Preis, vermehren oder vermindern sich das Angebot und die Nachfrage bei unveränderten Arbeitslöhnen gleichmäßig, so bleibt der Preis unverändert. Am allerniedrigsten sinkt der Preis einer Waare, wenn das Angebot sich vermehrt und zugleich die Nachfrage sich vermindert. Dies geschieht regelmäßig in trockenen, futterarmen Jahren bei den Viehpreisen; denn zu Zeiten der Futternoth will jeder Landwirth gern Vieh verkaufen, aber kein anderer Landwirth will und kann es kaufen; was nicht nothdürftig gefüttert und noch am Leben erhalten werden kann, muß alsdann zum Schlachten zu sehr niedrigen Preisen verkauft werden. In dem trockenen Jahre 1857 mußte im Kreise Wetzlar so viel Rindvieh geschlachtet werden, daß das Pfund Rindfleisch nur noch 25 Pfg. kostete.

Wenn nun auch, wie bereits gesagt, jede Preisveränderung, insofern sie nicht durch eine Werthveränderung bedingt ist, stets nur hervorgerufen sein kann durch eine Aenderung **im Verhältnisse** des Angebots zur Nachfrage, so können dagegen die Ursachen, wodurch dieses Verhältniß eine Aenderung erleidet, wodurch eine Vermehrung oder Verminderung bald des Angebots, bald der Nachfrage veranlaßt wird, unzählige sein. Es kann vom Zufall, von der Witterung abhängen, weshalb ein Vieh- oder Getreidemarkt schwach oder stark befahren ist, weshalb sich viele oder wenige Käufer auf demselben einfinden; wenn die Cholera zur Gurkenzeit ausbricht, so kauft die Gurken kein Vernünftiger mehr und ihr Preis sinkt dann fast auf Null; der Ausbruch eines Krieges hat ein Sinken des Preises der Werthpapiere und des Steigens der Preise des Heues und Hafers, des Getreides und Mastviehes zur Folge; an der Geldbörse verändern schon die Nachrichten über

Krieg und Frieden das Verhältniß des Angebots zur Nachfrage der Werthpapiere und damit zugleich ihren Preis: eine reiche Kartoffelernte vermehrt und eine schlechte vermindert das Angebot der zu verkaufenden Schweine und dem entsprechend sinkt, resp. steigt das Schweinefleisch im Preise u. s. w., u. s. w.

Die Ursachen, welche eine Veränderung des Verhältnisses zwischen Angebot und Nachfrage zur Folge haben, können zugleich mehrere sein und zwar können sich dieselben ebensowohl gegenseitig unterstützen, als auch sich entgegenwirken. Wenn z. B. Ungarn eine sehr gute Getreideernte gemacht hat und gleichzeitig die Eisenbahnfracht ermäßigt wird, so wirken diese beiden Ursachen in der gleichen Richtung und in Folge dessen sinkt der Preis des ungarischen Getreides bei uns tiefer, als wenn nur eine der beiden Ursachen in Wirksamkeit getreten wäre. Wenn dagegen nach einer guten Getreideernte in Ungarn die Eisenbahnfracht erhöht wird, so wirkt diese Erhöhung der guten Ernte entgegen, der Preis des ungarischen Getreides sinkt bei uns nicht so tief, als er dies ohne jene Frachterhöhung gethan haben würde.

Es ist nothwendig, sich diese Verhältnisse recht klar zu machen, wenn man den Streit über die Goldwährung verstehen will.

Zum Schlusse des ersten Abschnittes erübrigt uns nun noch, den Nachweis zu liefern, daß die auf Seite 4 ausgesprochene Behauptung: in dem auf S. 3 ff. befindlichen, aus dem „Kleinen Staatsbürger f. d. deutsche Volk“ von Max Haushofer entnommenen Citate sei fast kein einziger von Irrthum freier Satz enthalten, richtig ist. Vorab aber müssen wir bemerken, daß wir selbstverständlich nicht den obengenannten Herrn Verfasser, der ja nur „auf des Meisters Worte schwört“, für die nachzuweisenden Irrthümer, sondern daß wir die Wissenschaft, welcher er angehört, für dieselben verantwortlich machen.

Der 1. Lehrsatz heißt: „Die Eigenschaften der Güter, daß man sie zu seinem Bedarf verwenden kann, nennen wir ihre Brauchbarkeit.“ Dieser Lehrsatz ist vom Standpunkte der Nationalökonomie aus ganz entschieden unrichtig. Im gewöhnlichen Leben, in der Alltagssprache kann man ja alles Mögliche, alles, was uns wünschenswerth und nützlich ist, was zu unserem körperlichen und geistigen Wohlbefinden, zu unserem Glücke beiträgt, gleichgiltig, ob es eine künstliche Sache oder das Aennchen von Tharau ist, ein „Gut“ nennen. Dagegen läßt sich ja gar nichts einwenden; allein in der Wissenschaft, die sich mit der Erzeugung, Vertheilung und dem Verbrauch „der wirthschaftlichen Güter“ also mit dem Wirthschaftsleben des Volkes beschäftigt, ist dies durchaus unzulässig, denn diese Wissenschaft hat es nicht mit

solchen Gütern, die bloß brauchbar, sondern sie hat es nur mit solchen zu thun, die zugleich auch **werthvoll** sind. Sehen wir uns doch einmal in der Güterhalle eines Bahnhofes, in allen Verkaufsläden, Lagerhäusern, Werkstätten und Fabriken einer großen Stadt, in den Ställen, Schennen, Heu- und Fruchtböden eines Landwirthes um, was wir dort finden? Lauter Bedarfsgegenstände, die zugleich auch Werthgegenstände sind. Auf die Aneignung (Mineralwasser, Heidelbeeren ꝛc.), die Produktion und Fabrikation dieser Güter haben die Menschen Arbeit verwendet und eben deshalb sind sie zu werthvollen Bedarfsgegenständen geworden. Nur mit der Aneignung, Erzeugung und Herbeischaffung dieser Güter, nicht aber mit der Beschaffung werthloser Dinge, beschäftigt sich das gesammte Wirthschaftsleben des Volkes und eben deshalb kann auch in der Volkswirthschaftslehre nur von eben diesen Gütern die Rede sein*). Die sogenannten „freien Güter", d. h. solche Brauchbarkeiten, die, wie die atmosphärische Luft, für jedermann umsonst zu haben, also werthlos sind, sind vom Standpunkte der Nationalökonomie aus eben solche Undinge wie vom Standpunkte des Landwirthes aus ein Felsenboden oder ein reiner Kiesboden Undinge sind.

Unter dem zur Pflanzenerzeugung tauglichen Boden versteht nämlich der Landwirth die trockene, krümliche Schichte der Erdoberfläche von der Tiefe, bis zu welcher die Pflanzenwurzeln eindringen. Wenn nun irgend jemand, der über nackten Felsen und reinen Kies gegangen ist, sagt: er sei auf ganz trockenem Boden gegangen, so läßt

*) Aber eine schöne Singstimme ist doch auch etwas Werthvolles? Nein, werthester Herr! Eine schöne Singstimme, welche Gott einem schönen Mädchen verlieh, hat vorerst noch gar keinen Werth, sie ist bloß eine z. B. zwar angenehme aber noch werthlose Brauchbarkeit; werthvoll wird sie erst, wenn ihre Besitzerin sie durch Aufwendung von Lehrgeld, durch Mühe und Arbeit künstlerisch ausgebildet, wenn sie singen gelernt hat, denn nur mit einer solchen Stimme, weil ihre Produktionen bezahlt werden, aber nicht mit wilden, unausgebildeten Flötentönen, und wenn sie die klangvollsten der Welt wären, läßt sich Geld verdienen. Die Menschen kommen mit verschiedenen, für besondere Zwecke bestimmten Anlagen, sowohl körperlichen als geistigen, zur Welt; alle diese Geschenke der Natur sind vorerst weiter nichts als persönliche Brauchbarkeiten, sobald sie aber durch Geldaufwand, Mühe und Arbeit zu dem für sie bestimmten Zwecke entsprechend ausgebildet wurden, haben sie einen Werth erlangt, und sind eben dadurch zu persönlichen Gütern geworden, welche nur die Schattenseite haben, daß sie mit ihrem Besitzer zu Grunde gehen. Die Berufsgeschäfte eines Künstlers, eines Gelehrten, eines Beamten, eines Arztes, Advokaten u. s. w., ihre Erzeugnisse und Dienstleistungen, sowie der aus ihnen fließende Erwerb gehören deshalb selbstverständlich ebenfalls dem Gebiete der Volkswirthschaft an.

sich dagegen gar nichts einwenden, denn es ist, wenn es nicht kurz zuvor gereget hatte, vollkommen richtig. Wenn aber ein Landwirth, der denselben Weg gemacht hat, sagen wollte: er sei über ganz unfruchtbaren Boden gegangen, so wäre dies ein landwirthschaftlicher Unsinn*); denn die Eigenschaft der Fruchtbarkeit kommt nur dem landwirthschaftlichen Boden zu und im Sinne der Landwirthschaft und ihrer Lehre sind Felsen und Kies überhaupt kein „Boden" und sie können daher auch kein „unfruchtbarer Boden" sein. Der landwirthschaftliche Boden beginnt erst bei dem Sande.

Genau so verhält es sich nun auch, wenn man in der Volkswirthschaftslehre von „freien Gütern", d. h. solchen Gütern spricht, die jedermann zum freien Gebrauche unentgeltlich zur Verfügung stehen; denn weil jeder praktische Geschäftsmann eine jede Sache, für die niemand etwas bezahlt und zu bezahlen braucht, als „werthlos" bezeichnet, so sind „freie Güter" gleichbedeutend mit „werthlosen Gütern". Da nun die ganze Geschäftswelt nur mit der Beschaffung werthvoller Bedarfsgegenstände sich beschäftigt und da eben diese Geschäftswelt nur die werthvollen Bedarfsgegenstände „Güter" nennt, so sind die in den volkswirthschaftlichen Schriften vorkommenden „werthlosen Güter" ein nationalökonomisches Unding. Die für Brauchbarkeiten, welche jedermann unentgeltlich zur Verfügung stehen, gewählte Bezeichnung „freie Güter" = werthlosen Gütern ist eine vollständige contradictio in adjecto (Widerspruch im Beiwort), denn im volkswirthschaftlichen Sinne sind Bedarfsgegenstände, für welche nichts bezahlt wird und die daher keinen Werth haben, überhaupt keine Güter und sie können daher auch keine „werthlosen" Güter sein. Wenn ein Eisenbahn-Schaffner, der soeben in einen leeren Güterwagen gesehen hat, sagte: Der Wagen ist leer, und man wollte ihm darauf erwidern: Da irren Sie sehr, in dem Wagen befindet sich noch ein sehr großes Gut, nämlich atmosphärische Luft, so würde derselbe wahrscheinlich antworten: Die können Sie sich nehmen, **meine** Güter sind heraus.

Der in Rede stehende Lehrsatz wäre daher im volkswirthschaftlichen Sinne nur dann richtig, wenn es in demselben statt „Güter" — Dinge hieße.

*) Ein ähnlicher landwirthschaftlicher Nonsens findet sich in der Instruktion für die Veranlagung der Grundsteuer in der preußischen Rheinprovinz vom Jahre 1819; in § 102 derselben werden nämlich als nicht steuerpflichtig unter anderem auch aufgeführt nackte und „unfruchtbare" Felsen. (Vergl. Die Grundrente, die preußische und bayerische Grundsteuer von Dr. L. Löll. Würzburg. A. Stuber's Buchhandlung).

Der 2. Lehrsatz lautet: „Sobald wir uns bemühen, diese Brauchbarkeit abzuschätzen, ergibt sich der Werth der Güter". „Bemühe" man sich nur immerfort, die Brauchbarkeit einer Sache in Geld abzuschätzen, dann bleibt auch der „Gebrauchswerth", was er ist, nämlich neben dem Perpetuum mobile (ein Ding, das sich ohne Aufhören bewegt) und der Quadratur des Zirkels (Viereck des Kreises) im Bunde der Tritte. Bekanntlich dauerte es ja auch sehr lange, bis die Gelehrten früherer Jahrhunderte fanden, daß sie den Stein der Weisen nicht fanden und daß das Foltern und Hexenverbrennen auch zu nichts gut waren.

Für die Brauchbarkeit der Dinge gibt es gar keinen allgemeinen Maßstab und kann es keinen geben, weil die verschiedenen Dinge zu sehr verschiedenen Zwecken dienlich, brauchbar sind und sein sollen. Nur in einzelnen Fällen können wir die Brauchbarkeit einer Sache nach einem Maßstabe bestimmen, in den bei weitem meisten aber nicht, wir helfen uns alsdann mit Vergleichungen und Beschreibungen. Wir bestimmen z. B. die Brauchbarkeit einer Dampfmaschine nach Pferdekräften, die Tragfähigkeit eines Wagens nach Centnern, die Brauchbarkeit eines Fasses durch die Aiche, denn dieselbe gibt an, wie viele Liter einer Flüssigkeit dasselbe zu fassen vermag; die Brauchbarkeit einer Steigleiter können wir bestimmen nach ihrer Länge, also nach dem Meter u. s. w.; alles dies hat Sinn, denn man kann sich etwas darunter vorstellen; wie man sich aber unter einer Leiter, deren „Gebrauchswerth" d. i. **Brauchbarkeit** gleich ist dem **Werthe** von 5 Mk., etwas vorstellen kann, das geht, offen gestanden, über unser bischen Vorstellungs- und Begriffsvermögen weit hinaus; denn so wenig man die Länge einer Sache nach Gramm und ihr Gewicht nach Meter bestimmen kann, so wenig kann man ihre Brauchbarkeit nach Geld bestimmen, denn geradeso wie das Gramm nur der Maßstab für die Schwere, der Meter für die Ausdehnung und das Liter für den Hohlraum sind, so ist das Geld **nur** der Maßstab für den Werth und für weiter nichts.

Der 3. Lehrsatz lautet: „Wenn man etwas schätzt, beurtheilt man den Werth der Sache." Wenn also die Soldaten im Distanzen-(Entfernungen-) schätzen geübt werden, so beurtheilen sie den Werth der Distanzen, und wenn man die Höhe eines Kirchthurms schätzt, so beurtheilt man seinen Werth u. s. w., u. s. w.

Die 4. Behauptung: „Der Menschenverstand ist immerfort mit solchen Schätzungen beschäftigt". Frage sich jeder selbst, ob dies wahr ist?

Die 5., 6. und 7. Behauptung beziehen sich sämmtlich auf die Schätzung des „Gebrauchswerthes" und da dieser, wie nachgewiesen wurde, gar nicht existirt, so sind natürlich auch alle diese Behauptungen unrichtig.

Die 8. Behauptung lautet: „Eine Sache, die an sich zu etwas brauchbar ist, hat deshalb einen Werth, den man Gebrauchswerth nennt". Wie es damit steht, glauben wir bereits hinreichend dargethan zu haben.

Die 9. Behauptung: „Man kann aber auch den Gebrauchswerth einer Sache mit dem Gebrauchswerth einer anderen Sache vergleichen, dann findet man den „Tauschwerth". Machen wir, statt aller weiteren Worte, sofort die praktische Probe auf diesen wissenschaftlichen Lehrsatz: vergleichen wir einmal den „Gebrauchswerth" (d. h. die Brauchbarkeit) eines Eßlöffels von Britania-Metall mit einem Eßlöffel von Silber, die beide in der gleichen Form gegossen sind, so werden wir finden, daß beide genau dieselbe Brauchbarkeit haben. So — nun hätten wir die beiden Löffel vorschriftsmäßig mit einander verglichen, was ist denn nun ihr Tauschwerth ausgedrückt in Geld? Wir merken noch nichts von demselben. Die Antwort kann doch wohl nur lauten: Die beiden Löffel haben auch den gleichen Tauschwerth. Gehen wir nun zum Silberarbeiter und fragen ihn: was kostet das Dutzend Eßlöffel von Britania-Metall und was das Dutzend silberner? so ist der Mensch so „unwissenschaftlich", uns zu antworten: Die Löffel von Britania-Metall kosten 30 ℳ, die von Silber 130 ℳ. Wie kommt das? „Anstandspreis" — nun wir wollen warten, ob er vielleicht kommt, dann ist es immer noch Zeit, ihn zu besehen.

Die 10. Behauptung: „Zum Tauschwerth ist nothwendig, daß sich die Sachen wirklich vertauschen lassen und nicht umsonst zu haben sind". Die Richtigkeit dieses tiefsinnigen Lehrsatzes muß zugegeben werden, denn auch wir sind stets der Meinung gewesen, daß zu einem menschlichen Genußmittel nothwendig sei, daß die Menschen es auch wirklich genießen können und daß es für sie zu haben sei.

11. Lehrsatz: „**Alles**, was sich in dem Eigenthume eines einzelnen Menschen oder einer Vereinigung von Menschen befindet, zusammen genommen, heißt ein Vermögen". In dem Eigenthume eines Hausbesitzers befindet sich auch die atmosphärische Luft, welche die einzelnen Räume erfüllt und sind jene niedlichen Hausthierchen, deren nächtliche Besuche bei den Schläfern juckende Spuren hinterlassen, in den Wänden,

o befinden sich auch diese im Eigenthum des Hausbesitzers; also gehören nach dem in Rede stehenden Lehrsatz die Zimmer-, Küchen- und Kellerluft, owie das etwa vorhandene Ungeziefer auch zum Vermögen des Hausesitzers.

Wenn wir solche Dinge lesen, so fällt uns immer folgende wahre Geschichte ein: Vor länger als 20 Jahren schrieb ein Professor der Nationalökonomie ein Buch mit dem Titel: „Die Nationalökonomik". In der Meinung, daß wir die neuesten Fortschritte dieser Wissenschaft in diesem Buche finden würden, schafften wir dasselbe an und was fanden wir? Wunderbar schön gedrechselte Redeblumen, aber — Herr, dunkel war der Rede Sinn. Denselben Eindruck mußte die Schrift auch auf die Studenten der betreffenden Universität gemacht haben, denn nach kurzer Zeit war unter ihnen viel die Rede von des Herrn Professors „Nationalkomik."

Mit vollem Rechte sagt der um das deutsche Volksschulwesen sehr verdiente Dr. A. Diesterweg: „Die Meinung, ein Theoretiker vermöge praktische Dinge nicht nur gründlich zu beurtheilen, sondern auch zu dirigiren, gehört zu den deutschen Marotten. Was sagt der praktische Engländer dazu? Und wie theuer kommt uns diese Marotte zu stehen!" (Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht. Jahrg. 1846).

Der Ursprung und das Wesen des Geldes.

„Wer Geld lieb hat, der bleibt nicht ohne Sünde und wer Vergängliches suchet, der wird mit vergehen."

Jesus Sirach. (Cap. 31 V. 5.)

So lange die in einem warmen Klima lebenden, wenigen Menschen noch keine anderen Bedürfnisse als nach Nahrung in Gestalt von Obst, Wild und Fischen empfanden, konnte ein Umtausch dieser Naturprodukte nicht stattfinden, denn die genannten Lebensmittel hatte jeder nöthig, sie ließen sich daher zu jeder Zeit leicht gegen einander umtauschen. Als aber mit der Zunahme der Bevölkerung und der allmählich sich entwickelnden Civilisation auch die Bedürfnisse der Menschen und damit zugleich auch die Bedarfsgegenstände sich vervielfältigten, wurde der unmittelbare Umtausch dieser letzteren immer schwieriger, weil es nun häufig vorkam, daß A. dem B eine Sache gegen eine andere Sache zum Tausche anbot, welche

B nicht bedurfte, weshalb B die von A gesuchte Sache, welche in seinem Besitze war, nicht an diesen abtrat. Wer daher eine Waffe zu vertauschen hatte und ein Kleidungsstück brauchte, der mußte so lange suchen, bis er einen anderen fand, der die fragliche Waffe brauchte und das gewünschte Kleidungsstück zu vertauschen hatte.

Diese Schwierigkeit des unmittelbaren Umtausches der Bedarfsgegenstände, des Hingebens eines Nahrungsmittels gegen Empfang eines Kleidungsstückes, einer Waffe gegen ein Thier u. s. w. rief schon frühe das Bedürfniß nach einer Sache hervor, gegen die man jede andere Sache eintauschen konnte, für die also der Eine dem Anderen den von diesem gesuchten Bedarfsgegenstand deshalb überließ, weil jener sicher war, daß auch er für jene Sache jeden von ihm gewünschten Bedarfsgegenstand erlangen könne. Da also solche Dinge den Umtausch der Bedarfsgegenstände vermitteln, so hat man dieselben Tauschmittel genannt.

Wie es ohne diese Tauschmittel im Verkehrsleben zugeht, darüber entnehmen wir dem gerade jetzt sehr lesenswerthen Schriftchen: Das Wissen der Gegenwart, 25. Band. Das Geld, von Max Wirth Folgendes:

„Der reine Tausch der Naturalien ohne Vermittelung des Geldes, kommt noch vielfach in neuen Ansiedelungen vor. Eine der anschaulichsten Schilderungen dieses Zustandes findet man in dem Briefe einer Sängerin des „Théâtre Lyrique" in Paris, Frl. Zelie, welche das Abentener gewagt hatte, in den 1860er Jahren auf den Inseln des Stillen Ozeans Concerte zu geben. „Gestern", heißt es darin, „hat der König Makea zum drittenmale persönlich unserem Concerte beigewohnt. Er ist von schönstem Schwarz und hat in seinem Palast, wenn man eine Bambusrohrhütte so nennen darf, auf dem Crucifix, welches die Missionäre im Jahre 1857 zurückließen, auch den Heiland schwarz anstreichen lassen. Man muß den unermeßlichen Stillen Ozean durchschifft haben, um solche Dinge zu sehen. Unser Concertsaal war ein großer Schuppen, in dem man lange getrocknete Fische aufbewahrt hatte. Die Fische sind fort, aber der Geruch ist geblieben. Indessen war weder in dem Palast Seiner schwarzbraunen Majestät, noch auf der ganzen Insel ein geeigneter Raum für unsere Uebungen. Du hast vielleicht in einem Roman von Leon Gozelan die Erzählung einer Schauspieleinnahme in natura gelesen. Dieser Spaß ist uns hier in Wirklichkeit widerfahren. Der König hat aus Mangel an Geld, selbst an kleiner Münze, mit gravirten Kokusnußflaschen bezahlt. Auf der einen befindet sich eine Silhouette; ich hebe sie Dir auf, meine liebe Tante, Du kannst eine Zuckerdose daraus machen lassen, indem Du

inen Fuß anbringen läßt. Du wirst Deinen Kaffee trinken, indem Du daran denkst, daß Deine arme Zelie sie mitten im Archipel geholt hat, den man die „Freundschaftsinseln“ heißt, ohne Zweifel, weil man da nur Wilde antrifft, sowie die benachbarten „Gesellschaftsinseln“ wahrscheinlich so heißen, weil sie beinahe gänzlich unbewohnt sind. Auf mich fiel, wie Du Dir denken kannst, der größere Theil des Programms, und deshalb kam mir auch der größere Theil der Einnahme zu. Ich erhielt allein ein Drittel, die Campana Fenotti und mein Bruder, unser unermüdlicher Kapellmeister, theilten sich in den Rest. So habe ich also im Tausch gegen mein Lied aus der Anna Bollena, für ein Duo der Norma und Adalgisa, für eine Arie aus der Lucia und für die Melodie: „O, welche Lust Soldat zu sein“ als Zahlung meines Antheils der 860 Billete gestern Abend folgendes einkassiert: 3 Schweine, 23 Welschhühner, 44 Hühner, 500 Kokosnüsse, 1200 Ananas, 120 Maß Bananen, 120 Kürbisse und 1500 Orangen. Was nun machen mit dieser Einnahme? In der Halle von Paris würden sie wohl 4000 Franken werth sein, vorausgesetzt, daß die Kokosnüsse und die Bananen noch in gutem Zustande. 4000 Franken wären nicht übel für das Absingen von fünf Stücken, obgleich nach dortigem Maßstabe nicht ganz *eine* Sau auf das Lied kommt, oder nicht ganz fünf Welschhühner. Aber hier, wie alles das Zeug wieder verkaufen, wie es zu Geld machen? Die Sache liegt so, daß kaum zu hoffen ist, daß man bei den Insulanern Geld findet, welche das Vergnügen, um zu hören, selbst mit Kokosnüssen und Kürbissen bezahlt haben. Die wenigen Münzen, welche auf der Insel vorkommen, dienen zur Bezahlung der Steuern, weil Seine Majestät Makea sich nicht dazu versteht, daß man seine Kisten mit Gemüse und Geflügel ausstaffire. Was ist also mit dieser Einnahme zu machen? Soll ich sie verzehren? Aber überschlage liebe Tante, meinen gestrigen Einnahme-Antheil, rechne dazu den der zwei anderen Konzerte und denke ein wenig darüber nach, was Deine arme Zelie mit einem solchen Speisezettel anfangen soll. Man sagt mir, daß ein Spekulant von der benachbarten Insel Mangéa (sie verdient ihren Namen, diese Insel, wenn sie meine Beute verschlingt) morgen kommen soll, um mir und meinen Kameraden Kaufofferten in klingender Münze zu machen. Inzwischen geben wir unseren Schweinen, um sie am Leben zu erhalten, die Kürbisse zu fressen, die Puter und die Hühner verzehren die Bananen und Orangen, so daß ich, um den animalischen Theil meiner Einnahme zu erhalten, den vegetabilischen opfern muß.“

In den frühesten Zeiten wurden als Tauschmittel die verschiedensten Dinge benutzt; bei unseren Vorfahren, den alten Germanen, mußten hauptsächlich Vieh, getrocknete Häute, Pelzwerk und Bernstein die Stelle unseres heutigen Geldes vertreten. Vieh konnte nun deswillen jedermann als Zahlung annehmen, weil es damals jeder besaß und es sich auf Weiden und in den Wäldern kostenlos ernährte. Aus der Bibel ist allgemein bekannt, daß der Hauptreichthum Abrahams in seinen zahlreichen Viehherden bestand und dasselbe war auch, nach dem römischen Geschichtsschreiber *Tacitus*, der in der zweiten Hälfte des ersten und zu Anfang des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung lebte, damals noch bei den alten Germanen der Fall.

Nach der Ansicht der Geschichtsforscher ist es wahrscheinlich, daß die Aegypter die ersten waren, welche die Metalle als allgemeines Tauschmittel benutzten; schon zu Abrahams Zeiten, der um 2000 vor Christo lebte, wurde in Aegypten mit Silberstücken nach dem Gewichte bezahlt; von dort aus verbreitete sich das Metallgeld in Europa zunächst nach Griechenland und Italien und von hier aus nach Deutschland und zwar zunächst nach Süddeutschland, da wo die Germanen mit den Römern in Berührung kamen, also an der Donau, dem untern Main und dem Rhein.

Außer Gold, Silber, Kupfer wurden im Alterthume auch Bronze, bestehend aus Zinn und Kupfer), Zinn, Blei und Eisen als Geld benutzt. Das Eisengeld soll sich am längsten bei den Spartanern erhalten haben.

Weil das Geld das allgemeine Tauschmittel ist, und man infolge dessen sich jeden verkäuflichen Bedarfsgegenstand und jeden sich darbietenden Genuß für dasselbe unmittelbar verschaffen kann, so ist der Geldbesitz zum Brennpunkte fast aller menschlichen Wünsche geworden, denn „wer Geld hat, kann alles“ und „Geld regiert die Welt“. Da nun das werthvollste Geld aus Gold und Silber hergestellt wird, so war man von jeher geneigt, in diesen beiden Metallen etwas ganz Besonderes zu sehen. Die Alchemisten früherer Jahrhunderte nannten das Gold den König der Metalle, und da man in den gewaltigen Irrthum verfiel, daß der Reichthum nur in dem Besitze von Gold und Silber bestehe, so hat man sich lange Zeit vergeblich bemüht, andere, minder werthvolle Metalle in Gold zu verwandeln.

Zu welchen Albernheiten die Meinung führt, das Gold und Silber hätten einen hohen „*Gebrauchswerth*“, zeigt recht deutlich die nachstehende Meinung, die der Verfasser von einem Bauern zu hören bekam, derselbe äußerte nämlich: „Ich kann unsern Herrgott nicht begreifen, er hat doch so viele Steine geschaffen, warum hat er denn nicht auch mehr Gold geschaffen; wenn es nur so viel Gold gäbe, als es Kalksteine gibt, so wäre uns doch Allen geholfen, dann brauchten wir uns nicht so zu

plagen". Der gute Mann war also der Meinung, daß wenn Alle nur recht viel Gold hätten, so könnte sich jeder die Rohstoffe zur Nahrung und Kleidung, die jetzt der Bauer im Schweiße seines Angesichts erzeugen muß, kaufen; die nächste Frage aber: von wem denn kaufen? lag schon außerhalb seines Gesichtskreises. Davon aber, daß das Gold, wenn es so häufig vorkäme, und deshalb mit eben so wenig Arbeit herbeizuschaffen wäre, wie der Kalkstein, auch nicht 1 Pfg. mehr, sondern sogar seiner alsdann sehr geringen Brauchbarkeit wegen, noch weniger Werth besäße, als dieser, konnte der Mann natürlich keine Ahnung haben, da ja auch heute noch vom Katheder herunter gelehrt wird, Gold und Silber hätten „einen hohen Werth an sich", einen „hohen Gebrauchswerth"*), der auf ihrem Glanz und Klang beruhe.

Weil nun die Welt es liebt „das Glänzende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu zieh'n", so möge man es entschuldigen, wenn wir für nöthig erachten, dieses Geschäft den hier in Betracht kommenden beiden Edelmetallen zu besorgen und dabei selbst den König der Metalle nicht zu schonen.

Wir haben im ersten Abschnitte gesehen, daß es überhaupt nur **einen** in Geld ausdrückbaren Werth gibt, und daß dieser Werth sich zwar gründet auf die Brauchbarkeit der Dinge, daß er aber einzig und allein nur aus der menschlichen Arbeit, der Dienstleistung, entspringt und sich seine Höhe auch nur nach der Größe der Dienstleistung bemißt. Prüfen wir deshalb zunächst die Brauchbarkeit einiger Metalle und zwar des Eisens, des Kupfers, des Nickels, des Silbers und des Goldes.

*) Wir müssen offen bekennen, daß sobald wir uns genöthigt sehen, das Wort „Gebrauchswerth" anzuführen, wir jedesmal in Verlegenheit gerathen, weil wir schlechterdings nicht zu ergründen vermögen, was man sich denn eigentlich unter diesem Worte denkt? Uns will es scheinen, daß man bald die Brauchbarkeit, bald, und dies am häufigsten, einen von aller menschlichen Arbeit unabhängigen, anerschaffenen Werth, der mit Geld bezahlt werden muß, verstanden wissen will. Ist das erstere der Fall, so ist nicht einzusehen, warum man das Kind nicht beim rechten Namen, also einfach „Brauchbarkeit" nennt; ist aber das letztere der Fall, so läßt sich das Wort „Gebrauchswerth" noch einigermaßen entschuldigen, denn „wo die Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein". Für wen es nicht faßbar ist, daß eine Sache, die, wie z. B. die atmosphärische Luft, den höchsten Grad der Brauchbarkeit besitzt, nicht eben wegen dieser Brauchbarkeit an und für sich schon werthvoll sei, dem ist auf national-ökonomischem Gebiete nicht zu helfen, denn er steckt in den Fesseln des alltäglichen, fehlerhaften Sprachgebrauches, aus denen es für ihn keine Erlösung gibt.

Auf welcher Stufe der geistigen und gewerblichen Entwicklung würde wohl das ganze Menschengeschlecht heute noch stehen, wenn es kein Eisen gäbe? Sollten denn die heute civilisirten Völker sich über die Pfahlbauten-Bewohner der Stein- und Bronzezeit sehr weit erhoben haben, wenn der Mensch das Eisen nicht kennen gelernt hätte? Erst mit dem Eisen und dem aus ihm bereiteten Stahl*) war dem Menschengeschlechte ein Metall gegeben, aus dem sich zweckmäßige Waffen zur wirksamen Bekämpfung der reißenden Thiere, Geräthe zur Lichtung der Urwälder und zur Bearbeitung des Bodens anfertigen ließen; und was wird heute nicht alles aus Stahl, Guß- und Schmiedeeisen gemacht? Fast überall, wo unser Auge sich hinwendet, erblickt es die wichtigsten Bedarfsgegenstände, die ohne das Eisen nicht vorhanden sein könnten, weil dasselbe zu ihrer Herstellung durch kein anderes Metall ersetzbar ist.

Man denke sich einmal — wir wissen recht gut, daß „es nicht vorkommt" — alles Eisen auf der Erde verschwände mit einemmal, welche Zerstörung und Verwüstung würde dadurch hervorgerufen werden? Aller Verkehr hörte auf, denn nicht nur die Eisenbahnen und die Dampfschiffe, sondern unsere gewöhnlichen Fuhrwerke würden damit verschwinden, viele Häuser, Brücken u. s. w. würden einstürzen, alle Produktion und Fabrikation müßte aufhören, weil es dem Produzenten und Fabrikanten, wozu wir hier auch den Handwerker rechnen, an den nöthigen Maschinen und Geräthen fehlte; nicht einmal ein Stück Brod könnten wir uns abschneiden u. s. w.

Damit aber noch nicht genug das Eisen ist auch das einzige Schwermetall, das zu den unentbehrlichen Nährstoffen der Pflanzen, Thiere und Menschen gehört; ohne Eisen gäbe es kein rothes Blut, Eisenmangel in demselben hat Krankheit, die Bleichsucht, die zum Tode führen kann, zur Folge.

Das Eisen besitzt daher nicht bloß für das gewerbliche, sondern auch für das physische Leben der Menschen den denkbar höchsten Grad der Brauchbarkeit, denn es ist absolut unentbehrlich, vollkommen so unentbehrlich wie die Luft, das Wasser und wie neben ihm es die übrigen Nährstoffe der Menschen sind.

Wenn wir nun die Brauchbarkeit des Kupfers mit der unermeßlichen Brauchbarkeit des Eisens vergleichen, so finden wir alsbald, daß jene im Vergleich zu dieser so verschwindend klein ist, daß diese beiden

*) Stahl, Guß- und Schmiedeeisen unterscheiden sich chemisch nur durch einen größeren oder geringeren Gehalt an Kohlenstoff, das Gußeisen enthält am meisten (bis zu 5%) das Schmiedeeisen am wenigsten (bis 1/4%) Kohle und der Stahl steht bezüglich seines Kohlengehaltes zwischen beiden.

Brauchbarkeiten sich eigentlich gar nicht mit einander vergleichen lassen. Denn wenn auch das Kupfer für manche Zwecke brauchbarer als das Eisen ist, so ist es doch keineswegs wie dieses unentbehrlich; denn in den meisten Fällen läßt es sich durch Eisen oder andere Metalle oder auch durch gebrannten Thon (Kochgeschirre) ersetzen. Und wie beschränkt ist außerdem sein Gebrauch: zu Destillirapparaten, Kesseln, Telegraphendrähten, Blitzableitern, Scheidemünzen und noch zu einigen anderen Zwecken, sowie zur Darstellung von Legirungen, wie Messing (Zink und Kupfer, Kanonen- und Glockenmetall, Bronze (Kupfer und Zinn), Neusilber (Kupfer, Nickel und Zink) u. s. w. wird das Kupfer benutzt. Weit entfernt aber, ein menschliches Nahrungsmittel zu sein, wird das Kupfer der Gesundheit und dem Leben der Menschen oft gefährlich, denn alle seine Salze sind wie auch sein in feuchter, kohlensäurehaltiger Luft entstehender Rost, der Grünspahn, giftig.

Ueber die Brauchbarkeit des Nickels ist es nicht nöthig, viele Worte zu machen, denn es genügt, daran zu erinnern, daß das Menschengeschlecht bis zum Jahre 1751, in welchem Jahre es erst entdeckt wurde, ohne es bestanden hat, und auch ganz gut noch fernerhin ohne es bestehen könnte, denn wir würden alsdann nur das Neusilber, die Nickelmünzen und einige andere Gegenstände (Uhrgehäuse ꝛc.), die sich auch eben so gut aus anderen Metallen anfertigen lassen, entbehren.

Das Silber wird zu Schmucksachen, Uhrgehäusen, Luxusgeräthen, (Löffeln, Messern, Gabeln, Tellern ꝛc.) und Münzen verwendet, es wird ein Aetz- und Arzneimittel, der Höllenstein, sowie das bei der Photographie nothwendige Jodsilber aus demselben dargestellt; damit wird so ziemlich seine Brauchbarkeit erschöpft sein. Da ohnehin die drei erstgenannten Gegenstände, die große Mehrzahl der Menschen entbehrt, so könnte sie die wohlhabendere Minderheit auch entbehren. Die wenigen Silbermünzen, welche nach Einführung der Goldwährung noch übrig bleiben, könnten auch aus Legirungen anderer Metalle hergestellt werden und auch als Arznei- und Aetzmittel ist der Höllenstein (salpetersaures Silberoxyd) nicht unersetzlich. Die Brauchbarkeit des Silbers ist daher auch nur eine sehr geringe.

Noch geringer aber ist die Brauchbarkeit des Goldes, denn goldene Geräthe und Gefäße, goldene Schmucksachen, Uhren und Ketten sind sehr überflüssige Dinge, niemand würde sie vermissen, wenn das Gold unbekannt geblieben wäre, denn das Silber würde alsdann die Stelle desselben vertreten. Das Gleiche wäre auch der Fall bezüglich der Goldmünzen, denn gäbe es das Gold nicht, so würde weit mehr Silber zu Münzen

verwendet werden, damit die Nachfrage nach demselben und zugleich sein Werth steigen, und wollte man noch eine werthvollere, weil kostspieligere Münze haben, so könnte man dieselbe aus Platin prägen.

Gold und Silber werden lediglich deshalb edle Metalle genannt, weil sie nicht rosten, und zu Schmucksachen verwendet man sie weniger ihres Glanzes, als ihres hohen Werthes wegen. Schmucksachen befriedigen nur eine menschliche Schwäche, die Eitelkeit. Nun besteht aber die Eitelkeit der Menschen weit weniger darin, etwas Glänzendes, als vielmehr darin, etwas Werthvolles (Aechtes) zur Schau zu tragen, weil man dadurch seine Wohlhabenheit, seinen Reichthum der Welt zeigen will. Denn Reichthum verschafft Ehre und Achtung, während das Geldprotzenthum den gering Bemittelten nur zu gern mit verächtlichen Augen ansieht. Wäre das Messing so theuer wie Gold und das Gold so theuer wie Messing, so würde die Eitelkeit sich gewiß nicht mit Gold, sondern mit geputztem Messing schmücken, denn ächt d. h. theuer muß der Schmuck sein, wenn der beabsichtigte Zweck mit ihm erreicht werden soll. Ein nur weniges Geld kostender unächter Schmuck ist „ordinär", nur kleinen Kindern aber keinem erwachsenen Menschen kann man und wenn er auch noch so schön glänzt, noch so täuschend dem ächten Schmuck nachgeahmt ist, eine große Freude damit machen, denn „das Ding ist ja nichts **werth**"!

Es ist klar, die Brauchbarkeit des Goldes und Silbers zu Schmucksachen und Luxusgeräthen beruht weit weniger auf ihren metallischen Eigenschaften, als vielmehr auf ihrer Seltenheit, welche zur Folge hat, daß sie nur mit vieler Mühe und Arbeit hervorgeschafft werden können und daß sie lediglich deshalb theuer, kostbar sind.

In womöglich noch höherem Maße ist das Gleiche auch der Fall bezüglich der Brauchbarkeit der beiden in Rede stehenden Edelmetalle zu Münzen. Die hauptsächlichsten natürlichen Eigenschaften, welche sie zu diesem Gebrauche besonders geschickt machen, sind: daß sie nicht rosten, nicht verbrennen, sich nicht rasch abnutzen, nicht zerbrechlich sind und sich prägen lassen, Eigenschaften, die vereinzelt auch anderen Körpern oder auch, wie dem Platin, vereinigt zukommen, und die an und für sich die fraglichen Edelmetalle zur Verfertigung von Münzen noch keineswegs geschickt machen; denn wären Gold und Silber nicht theurer als Eisen, so wären sie, trotz ihres „Adels", zu Münzen ebenso unbrauchbar, wie es dieses in der Jetztzeit ist. Da der Centner besten Stabeisens gegenwärtig 8 Mark kostet, so müßte man, wenn das Gold denselben Preis hätte, eine Schuld von 800 Mark bei baarer Zahlung

mit 100 Centner Gold abtragen und 8 Mark Taschengeld in Gold würden schon 1 Centner wiegen —!

Wenn daher Roscher sagt: „Ihr (der Edelmetalle) Tauschwerth ist hoch, weil namentlich ihre Schönheit (Glanz und Klang!) sie zu einem bedeutenden Gebrauchswerthe erhebt“ u. s. w., so stellt er die Wahrheit auf den Kopf, weil er Ursache und Wirkung verwechselt; denn der hohe Tauschwerth des Goldes und Silbers rührt nicht von ihrem hohen „Gebrauchswerth“ her, sondern umgekehrt, ihre Brauchbarkeit zu Schmucksachen, Luxusgegenständen und Münzen beruht fast ganz auf ihrem einzig und allein durch menschliche Arbeit erzeugten hohen Tauschwerth, weil nur dieser es ermöglicht, seine Wohlhabenheit mittelst ihrer zur Schau zu tragen und größere Summen mit einer verhältnißmäßig kleinen Gewichtsmenge, namentlich des Goldes, zu bezahlen.

Ein 20 Markstück, das 8 Gramm wiegt, stellt lediglich die verkörperte Arbeit von gleichem Werthe dar, es ist fest gewordener Menschenschweiß, ebenso wie 2 1/2 Centner Stabeisen bezüglich ihres Werthes z. B. genau dasselbe sind. Wenn 7,2 Gramm Gold und 0,8 Gramm Kupfer, zu einer Münze geprägt, einen Werth von 20 Mark repräsentiren und wenn 2 1/2 Centner Stabeisen denselben Werth haben, so ist damit nur gesagt, daß zur Herstellung der 8 Gramm wiegenden Goldmünze ebensoviel Arbeit erforderlich war, als zur Herstellung der 2 1/2 Centner Stabeisen. Auf den höheren Werth des Goldes kann dessen Brauchbarkeit unmöglich einen Einfluß ausüben, denn, wie wir gesehen haben, die Brauchbarkeit desselben ist ja geradezu verschwindend gegen die des viel billigeren Eisens.

Die größere oder geringere Menge Arbeit, welche zur Herbeischaffung irgend eines Metalles aufgewendet werden muß, beruht entweder auf seinem seltenen oder häufigen Vorkommen, oder auf seiner mit mehr oder weniger Schwierigkeiten verknüpften Darstellung im reinen metallischen Zustande, oder auch auf beiden zugleich.

Das Eisen kommt im Vergleich zu den übrigen Metallen nicht nur sehr häufig, sondern auch in überaus mächtigen Lagern vor, die in manchen Gegenden als wahre Eisenberge bezeichnet werden können, wie z. B. einzelne Eisensteinlager an der Lahn und Dill. In der Lindener Mark bei Gießen befindet sich ein Brauneisensteinlager, in dem die hochhaltigsten Erze, 15—30 Meter mächtig, sich auf viele Hundert Meter weit ausdehnen. Auf der in der Heimathsgemarkung des Verfassers im Kreise Wetzlar gelegenen, dem Fürsten zu Solms-Braunfels gehörigen Grube Heinrichssegen haben die Schächte bereits eine Tiefe von 60 Meter, aber die Lager gehen

noch weiter nieder, und obgleich die Grube schon seit Jahrhunderten betrieben wird, kennt man bis heute die Mächtigkeit des Lagers noch nicht. Neben diesen Bergen von Eisenstein gibt es in der dortigen Gegend und in den angrenzenden Provinzen Nassau und Oberhessen noch sehr viele Roth- und Brauneisensteingruben, von denen die besten einen Eisenstein liefern, der 59 bis 60 % reines Eisen enthält. Auf der Grube Heinrichssegen kommen sogar Eisensteinstücke vor, die 68 % Eisen enthalten.

Dieses häufige und massenhafte Vorkommen so reichhaltiger Eisenerze hat zur Folge, daß z. B. kalkhaltige Eisenerze, die weniger als 35 bis 36 % und kieselhaltige, die weniger als 45 % Eisen enthalten, gar nicht mehr verhüttbar sind, weil ihre Förderung und Verhüttung mehr kosten, als für das gewonnene Eisen bezahlt wird.

Während die reichhaltigen Eisensteine den Bedarf an Eisen dergestalt decken, daß es sich nicht mehr lohnt, dasselbe aus Erzen zu gewinnen, die zu einem Drittel aus reinem Eisen bestehen, muß das Kupfer, welches sich nur selten in geringer Menge gediegen findet, wegen seines selteneren und nichts weniger als massenhaften Vorkommens, bei meist kostspieliger Aufbereitung (Abscheidung aus dem Erz), noch aus Erzen gewonnen werden, die nur 1 bis 3 % Kupfer enthalten.

Das Silber kommt zwar gediegen, jedoch in diesem Zustande in so geringer Menge vor, daß das meiste Silber aus Silbererzen (Verbindungen des Silbers mit anderen Metallen) gewonnen wird, die zwar mitunter sehr reichhaltig sind, aber nicht häufig und nicht wie die Eisenerze in Lagern, sondern nur in Gängen, namentlich vulkanischer Gesteine, in geringer Menge eingesprengt vorkommen und deren bergmännische Gewinnung und Aufbereitung sehr viele Arbeiten erfordern. Während aus 100 kg Eisenstein 30 kg Eisen gewonnen werden, wird das Silber noch aus Erzen aufbereitet, die nur 0,17 % reines Silber liefern; dabei ist diese Aufbereitung an und für sich viel kostspieliger, als die Gewinnung des Eisens aus dem Eisenstein, denn während zu letzterer nur Kohlen, Kalksteine und ein Gebläse nothwendig sind, wird das reine Silber meistens unter Anwendung von Quecksilber (Amalgamation), das allein schon 1/10 des Werthes von dem gewonnenen Feinsilber verschlingt, dargestellt.

Das Gold findet sich als Erz fast immer in Begleitung von Silber und beide Metalle werden alsdann zusammen gewonnen, wobei in der Regel das in viel geringerer Menge vorhandene Gold als Nebenprodukt angesehen wird.

Das meiste Gold wird jedoch in gediegenem, aber noch nicht vollkommen reinem Zustande aus dem Boden solcher Bergabhänge mittelst

kostspieliger Schwemmanlagen ausgewaschen, der durch die Verwitterung Gold führender Gesteine entstanden ist, oder es wird aus dem angeschwemmten Boden der angrenzenden Ebenen ausgegraben und sodann ebenfalls ausgewaschen (Waschgold). So geschieht es namentlich in Californien, Australien und in Sibirien. Sobald in diesen Ländern die Zeitungen berichten, es seien da oder dort neue reichhaltige Goldfelder entdeckt worden, so strömen die Menschen schaarenweise nach den betreffenden Gegenden in der irrigen Meinung, man könne in denselben das Gold auflesen wie bei uns an manchen Orten die Kieselsteine. Allein die große Mehrzahl dieser Goldsucher sieht sich gewöhnlich bitter getäuscht, denn sie findet alsbald, daß auch in den Goldländern nur die Arbeit Werthe erzeugt, welch letztere aber nur der einstreicht, der das Glück hat, das mit Mühe und Arbeit gesuchte Gold auch wirklich zu finden, während der, welcher nicht vom Glück begünstigt wird, nur wenig verdient oder auch ärmer aus dem Goldlande zurückkehrt, als er hingegangen ist.

„Lotterie und Kuxen (Antheile an Bergwerken), die können Ei'm beluxen", sagt ein altes, in Bergbau treibenden Gegenden wohl bekanntes Sprichwort, und in der That läßt sich der Bergbau mit nichts besser vergleichen, als mit der Lotterie; denn wie bei dieser viele verlieren und nur wenige gewinnen, ganz so ist es auch bei dem Bergbau; denn viele suchen mit oft großen Kosten nach Metallen, aber nur wenige werden, wie der Bergmann sagt, fündig, und diese Wenigen sind es alsdann, denen auch die Arbeiten und baaren Auslagen derjenigen bezahlt werden, die nichts gefunden haben.

Wie bei allen anderen, so wird auch bei den bergmännischen Produkten nicht die Größe der Brauchbarkeit, sondern es werden nur die menschlichen Dienstleistungen, die zu ihrer Herbeischaffung erforderlich waren, bezahlt und auch ihr Werth ist daher stets gleich den Produktionskosten.

Nehmen wir an: A läßt schürfen, seine Berglente werden alsbald fündig und nachdem er eine Summe von 100 *M.* aufgewendet hat, ist ein Eisensteinlager entdeckt, das er für 6000 *M.* verkauft. Ist es nicht augenscheinlich, daß hier nicht der Werth gleich ist den Produktionskosten, daß er nicht das Maß der Dienstleistung war? Denn ein Werth von 100 *M.* ist aufgewendet und damit ein Werth von 6000 *M.* producirt worden; ist es nicht gewiß, daß außer den 100 *M.* Produktionskosten, welche zurückerstattet wurden, noch weitere 5900 *M.* für den Stoff, den Eisenstein, welchen die Natur unentgeltlich lieferte, gezahlt worden sind?

Nehmen wir nun aber noch weiter an: B läßt ebenfalls schürfen, er wendet nach und nach die Summe von 6000 *M.* auf und wenn er endlich muthlos geworden, verkauft er seine ganze Beute für nur 100 *M.* Macht es nicht auch dieses Beispiel augenscheinlich, daß nicht der Werth das Maß der Dienstleistung ist?

Diese Fragen beantworten wir mit einem entschiedenen „Nein!" wir geben vielmehr, indem wir diese zwei Beispiele nebeneinander stellen, damit zugleich die vollständige Erklärung der ganzen Erscheinung. Zur Auffindung von Eisenstein ist ein Werth von 6100 *M.* ausgegeben und derselbe Werth ist auch entdeckt, in der Gestalt von Eisenstein producirt worden, also war der Werth das Maß der Dienstleistung. Daß A der Glückliche war, der mit wenigem Gelde viel und daß B der Unglückliche war, der mit vielem Gelde wenig gewann, daß beim Schürfen nach Eisenstein der Eine reich, der Andere arm wird, danach fragen die Consumenten, danach fragt der Verkehr nicht. Der Werth des Eisensteins in einem jeden einzelnen Falle, er richtet sich nach dem Werthe, den er im Allgemeinen hat und dieser Werth, er richtet sich lediglich nach der **Summe** aller menschlichen Dienstleistungen, welche im Ganzen und Allgemeinen aufgewendet werden müssen, um den Eisenstein zu beschaffen. Es ist daher nicht der Stoff, die Brauchbarkeit, sondern es ist die Mühe und Arbeit, welche die Auffindung, Aneignung und Zubereitung dieses Stoffes, es ist die menschliche Dienstleistung, welche im Werthe des Eisensteins bezahlt wird.

Der Bergbau ist eine Produktion, bei welcher viel gewonnen und viel verloren wird, hält man die Gewinnste und Verluste nebeneinander, so werden sie sich die Waage halten und der Werth der bergmännischen Producte wird deshalb stets gleich sein dem Werthe aller menschlichen Dienstleistungen, welche ihre Production erforderte, sowohl derjenigen Dienstleistungen, welche mit Gewinn, als auch derjenigen, welche mit Verlust für die einzelnen Unternehmer verknüpft waren.

So lange die Erze noch unerschürft im Schooße der Erde verborgen liegen, haben sie noch gar keinen Werth; — denn würde wohl der Staat alle die mächtigen aber noch unerschürften Erzlager, die er sein Eigenthum nennt, denen umsonst hingeben, welche sie auffinden, wenn diese Erzlager schon vor ihrer Entdeckung irgend einen Werth hätten? Würde nicht der Staat schon längst auf den Gedanken gekommen sein, alle die vermeintlichen Reichthümer, welche als Erze und Kohlen noch in der Erde ruhen, selbst zu heben, um mit denselben seine Bedürfnisse zu bestreiten, wenn er bei

diesem Unternehmen wirklich etwas zu verdienen wüßte? Allein der Staat unterläßt dies, weil er sehr wohl weiß, daß er selbst weit theuerer producirt, als die Privaten, und daß die Erze erst dann Werth haben, wenn sie erschürft und gefördert sind, daß aber alsdann im großen Ganzen dieser Werth nie größer ist, als der Werth der menschlichen Dienstleistungen, die sie bis nach ihrer Förderung nothwendig machten, und daß deshalb für das Erz selbst, für den Stoff, den die Natur unentgeltlich liefert, nichts vergütet wird.

Daß aber in der That beim Bergbau den glücklichen Findern neben ihren eigenen auch diejenigen Arbeiten und baaren Auslagen bezahlt werden müssen, welche nicht ihnen selbst, sondern den anderen, welche suchten ohne zu finden, erwachsen sind, das geht mit sehr natürlichen Dingen zu. Wenn nämlich all diejenigen, die es jemals versucht haben, bei dem Bergbau ihr Glück zu machen, ihren Zweck erreicht, wenn sie all die vermeintlichen Reichthümer, nach denen sie in der Erde suchten, wirklich gefunden hätten, so würden sich schließlich alle sehr getäuscht gesehen haben, denn es würde dies eine solche Ueberproduktion und dem entsprechend ein solches Sinken des Werthes der betreffenden Metalle zur Folge gehabt haben, daß kein einziger der vielen Schürfer ein glänzendes Geschäft gemacht haben würde. Da aber wegen der Seltenheit der Metalle nicht alle, welche suchen, auch finden, so bleibt trotz der vielen Mühe und Arbeit, welche aufgewendet werden, um die Metalle herbeizuschaffen, **das Angebot** derselben immer um so geringer, je seltener sie gefunden werden. Die glücklichen Finder erhalten daher wegen des geringen Angebotes bei starker Nachfrage für ihre bergmännischen Produkte Monopolpreise, welche die von ihnen selbst aufgewendeten Produktionskosten oft weit übersteigen, während die übrigen, welche suchen ohne zu finden, für ihre vergeblich gethanenen Arbeiten keine Bezahlung erhalten. Es gibt nicht wenig Actiengesellschaften, welche Bergbau betreiben, die nicht nur keine Dividenden vertheilen, sondern in der oft getäuschten Hoffnung, daß ihre Gruben mit der Zeit ergiebiger werden, mit alljährlicher Zubuße weiter arbeiten lassen. Auch diese Zubußen kommen denjenigen Grubenbesitzern zu gut, deren Gruben reicher an den gesuchten Metallen sind, denn lieferten die mit Zubuße betriebenen, eigentlich nicht bauwürdigen Gruben dieselbe Ausbeute wie die bauwürdigen, so würde die jetzt fehlende Mehrausbeute das Angebot der betreffenden Metalle vermehren und dadurch den Preis derselben herunterdrücken; wie auch umgekehrt dieser Preis steigen würde, wenn der Betrieb derjenigen Gruben, welcher Zubuße erfordert, ganz eingestellt würde.

Brauchte man nach dem Golde gar nicht zu suchen, gäbe es auf der Erde so viel Goldsand, wie es Quarzsand gibt, so wäre jener nicht mehr werth, als dieser; wir würden alsdann in Würzburg für einen Wagen voll Mainsand, der zur Hälfte aus Gold und zur andern Hälfte aus Quarz bestünde, keinen Pfennig mehr zu bezahlen haben, als uns jetzt ein Wagen voll Quarzsand kostet, nämlich 3 ℳ.; die aber auch nicht für den „Sand", sondern lediglich für das Schöpfen aus dem Maine und das Anfahren desselben bezahlt werden.

Wenn die alten Adepten nach dem Steine der Weisen, der unter Anderem auch die Kraft besitzen sollte, unedle, d. h. im Sinne der Adepten, geringwerthige, in edle, d. h. hochwerthige Metalle zu verwandeln, Jahrhunderte lang vergeblich suchten, so ist derselbe inzwischen wirklich gefunden worden, nur sieht er etwas anders aus, als sich ihn die alten Adepten dachten, denn es ist überhaupt kein Stein, sondern eine Flüssigkeit und diese heißt Menschenschweiß, wie die nachstehenden Zahlen beweisen.

Im Jahre 1870 kostete ein Centner Eisen als:

Eisenstein	— ℳ. 20 ₰
Roheisen	3 „ — „
Gußwaaren	9 „ — „
Stabeisen	9 „ 30 „
Draht	12 „ — „
Gußstahl	27 „ — „
Messerklingen	1800 „ — „
Feinste englische Uhrfedern beinahe . . .	6 000 000 „ — „

Wo bleibt da der „Gebrauchswerth" des Eisens!

Der geehrte Leser wird wohl aus den mitgetheilten Thatsachen die Ueberzeugung gewonnen haben, daß es sich mit den Metallen bezüglich ihres Werthes genau so verhält, wie mit allen anderen werthvollen Bedarfsgegenständen, auch der Werth der Metalle gründet sich auf ihre Brauchbarkeit, aber er entspringt lediglich aus der Arbeit und seine Höhe bemißt sich lediglich nach der Menge Arbeit, welche aufgewendet werden muß, um dieselben herbeizuschaffen; je mehr Arbeit hierzu im allgemeinen nöthig ist, desto werthvoller sind dieselben und umgekehrt; während die Größe der Brauchbarkeit hierbei gar keine Rolle spielt.

Die verschiedenen Schwermetalle haben natürlich verschiedene Eigenschaften, von denen es abhängt, für welche Zwecke sie mehr oder weniger brauchbar oder auch unbrauchbar sind; zu schneidenden Werkzeugen und Instrumenten, sowie noch für viele andere Zwecke ist der harte Stahl,

zu Geschossen für die Handfeuerwaffen das schwere und leicht schmelzbare Blei, zur Füllung der Thermometer und Barometer das flüssige Quecksilber u. s. w. das brauchbarste Metall und zu Münzen eignen sich am besten das Kupfer, das Nickel, das Silber und das Gold. Die beiden letztgenannten Metalle haben jedoch vor den beiden erstgenannten zunächst noch das voraus, daß sie nicht rosten und beim Abbrennen eines Hauses, in dem sie sich befinden, nicht mit verbrennen, sondern höchstens nur zu Klumpen zusammenschmelzen. Die Eigenschaft, nicht zu rosten, haben mit dem Gold und Silber noch das Platin und Quecksilber gemein, diese sind daher ebenfalls edle Metalle.

Man sieht, Gold und Silber haben vor den anderen Schwermetallen nichts Besonderes voraus, denn wenn ihre Eigenschaften sie zur Anfertigung von Münzen besonders geschickt machen, so machen die Eigenschaften der anderen Schwermetalle sie zu anderen, nicht minder wichtigen Zwecken besonders geeignet. Wenn nichts desto weniger die Menschen sich vor allen anderen Metallen Gold und Silber wünschen, so rührt dies lediglich daher, daß jedes dieser Metalle einen mehr oder weniger *hohen* Werth hat. Niemand zieht deshalb 1 Kilogramm Gold 1 Kilogramm Silber vor, weil jenes einen gelben und dieses einen weißen Metallglanz hat, sondern er thut dies deshalb, weil z. B. 1 Kilogramm Gold beinahe zwanzigmal mehr *werth* ist, als 1 Kilogramm Silber.

Daß die Metalle, also auch das Gold und Silber bezüglich ihrer Werth- und Preisveränderungen ganz denselben wirthschaftlichen Gesetzen unterworfen sind, wie alle anderen werthvollen Bedarfsgegenstände, ist selbstverständlich. Als in den fünfziger Jahren neue Goldfelder in Californien und Australien entdeckt wurden, sank der Preis des Goldes wegen des vermehrten Angebotes, und seitdem auch Deutschland aus Nickel Münzen prägen läßt, hat sich der Preis dieses Metalls wegen der vermehrten Nachfrage verdreifacht. (Snes.)

Den allergrößten Schwankungen sind jedoch die Eisenpreise unterworfen, denn in gleichem Maße, wie diese durch vermehrte Nachfrage in die Höhe gehen, werden immer mehr Gruben mit geringhaltigen Erzen in Betrieb gesetzt, und weil jeder Grubenbesitzer die hohen Preise möglichst auszunützen sucht, so werden die besseren Gruben weit stärker ausgebeutet; hierdurch stellt sich dann in kurzer Zeit eine solche Ueberproduktion an Eisen ein, daß wegen der nunmehr sehr niedrigen Preise die geringeren Gruben außer Betrieb gesetzt und die Förderungen auf den besseren Gruben eingeschränkt werden müssen. Solche große Schwankungen der Preise kommen beim Gold und Silber deshalb nicht vor, weil ihre Produktion wegen ihrer

Seltenheit nicht beliebig vermehrt werden kann. Allein auch für das Gold gibt es Fundorte, die wegen der Armuth an demselben nicht ausgebeutet werden können, weil die Ausbeute die für sie aufgewendete Arbeit nicht bezahlt; dies ist z. B. der Fall mit dem Sand des Rheins, in dem sich Gold in sehr geringer Menge findet.

Während bei den alten Culturvölkern wohl schon länger als vor 4000 Jahren die Metalle und wahrscheinlich das Silber früher als das Gold, als Tauschmittel benutzt wurden, und während es heute noch uncivilisirte Völker gibt, welche Tauschmittel aus Metallen noch nicht kennen, so werden doch bei allen Völkern die Metalle nicht die ersten Tauschmittel gewesen sein, sondern man wird sich überall in der vorgeschichtlichen Zeit, wie es auch unsere Vorfahren, die alten Germanen, thaten, anderer Bedarfsgegenstände (besonders der Rinder) als Tauschmittel bedient haben. Sicher ist es aber, daß in den frühesten Zeiten die Metalle nicht wie heute in der Gestalt geprägter Münzen als Tauschmittel circulirten, sondern sie wurden zuerst nach der Größe der Stücke und später nach dem Gewichte gegen andere Bedarfsgegenstände umgetauscht. Da aber das jedesmalige Wiegen bei vorkommenden Tauschgeschäften umständlich und zeitraubend war, so lag es nahe, die Münzmetalle in größeren und kleineren Stücken vorher abzuwiegen und ihr Gewicht und damit zugleich ihren Werth durch ein Merkzeichen auf denselben kenntlich zu machen, und dieses Verfahren hat sich in vervollkommneter Gestalt bis auf den heutigen Tag erhalten.

Die heutigen Münzen sind größere oder kleinere geprägte Metallstücke, deren Präge, unter Garantie des betreffenden Staates, ihren Werth angibt. Trotz dieser Münzen werden auch heute noch größere Zahlungen nach solchen Ländern, in denen unsere Münzen keinen Curs haben, nicht in denselben, sondern in Gold- und Silberbarren (Stangen), die zuvor auf ihren Feingehalt von dem Münzwardein geprüft und dann abgestempelt werden, dem Gewichte nach gemacht.

Da Münzen aus reinem Gold oder Silber wegen der Weichheit dieser Metalle sich zu rasch abnützen würden, so wird den Goldmünzen etwas Silber oder Kupfer und den Silbermünzen etwas Kupfer zugesetzt (Schlag- oder Prägschatz); so bestehen z. B. sowohl unsere Gold- als auch unsere Silbermünzen zu $^1/_{10}$ ihres Gewichtes aus Kupfer. Bei Gold- und Silbermünzen spricht man deshalb von ihrem *Schrot* und *Korn* und versteht unter ersterem das Gewicht der ganzen Münze und unter letzterem das Gewicht des in derselben enthaltenen reinen Goldes oder Silbers, was man auch noch außerdem den *Feingehalt* nennt.

Das Recht, Münzen zu prägen, steht lediglich dem Staate zu (Münzregal), der entweder das zu den Münzen erforderliche Gold und Silber für seine Rechnung ankauft und daraus die nöthigen Gold- und Silbermünzen herstellen läßt, oder er gestattet die sogenannte freie Prägung; in diesem Falle kann jeder, der Gold oder Silber in anderer Gestalt als der Landesmünze besitzt, dasselbe in die staatliche Münzstätte senden und sich auf seine Kosten Münzen daraus prägen lassen. Die freie Prägung besteht in Deutschland nur für die 20-Markstücke, für die übrigen Münzen aber nicht.

Da Gold und Silber einen hohen Werth haben, so würden Münzen, die nur einen geringen Werth, z. B. den Werth von nur einem Pfennig darstellen sollen, allzu klein werden, man ist deshalb genöthigt, zur Bezahlung kleiner und kleinster Beträge auch Münzen aus weniger werthvollen, unedlen Metallen, bei uns aus Nickel und Kupfer, zu prägen, welche man bekanntlich Scheidemünzen nennt. In solchen Ländern aber, in welchen, wie in England, die Goldwährung besteht, sind auch die Silbermünzen Scheidemünzen.

Es ist schon des öfteren erwähnt worden, daß das Geld nicht allein das allgemeine Tauschmittel, sondern daß es auch der Maßstab für den Werth oder mit einem Worte der Werthmesser sei, und daß daher die Höhe des Werthes einer Sache oder einer persönlichen Dienstleistung sich nicht anders als in Geld ausdrücken läßt. Da es nun überhaupt die Aufgabe des Staates ist, das Maß- und Gewichtswesen zu ordnen und zu überwachen, so ist es natürlich auch seine Aufgabe, die Maßeinheit für den Werth zu bestimmen.

Für unser jetziges Längen-, Flächen- und Körpermaß ist der Meter die vom Staate bestimmte Einheit; dieser aber ist ein sehr kleiner Theil einer von der Natur gegebenen, nach aller menschlichen Erfahrung unveränderlichen Größe, nämlich der zehnmillionste Theil des Erdquadranten (d. i. die Entfernung vom Aequator bis zum Nordpol). Die Einheit für das Gewicht ist das Gramm, dieses aber ist gleich dem Gewichte eines Kubikcentimeters destillirten Wassers im Zustande seiner größten Dichtigkeit, also bei + 4° C, im luftleeren Raum gewogen. Dieses Gewicht ist ebenfalls eine unveränderliche Naturgröße. Die Einheit des Hohlmaßes ist das Liter und dieses ist gleich dem Inhalte eines Kubikdecimeters Wasser; dasselbe stützt sich deshalb ebenfalls auf den Meter.

Die Einheit des Werthmaßes ist die Mark und diese ist der

zehnte Theil eines Goldstückes, welches 4 Gramm wiegt und welches zu 9/10 aus Gold und zu 1/10 aus Kupfer besteht.

Bei Regelung des Geldwesens hat der Gesetzgeber zunächst die Frage zu entscheiden, aus welchem der beiden Edelmetalle, aus Gold oder aus Silber (Monometallismus), oder ob aus beiden Metallen zugleich (Bimetallismus) der Werthmesser hergestellt werden soll? **In der Hauptsache ist es diese gesetzliche Bestimmung, was man die Währung nennt.** Wird bestimmt, daß für die Einheit des Werthmaßes ein gewisses Gewicht Gold als Grundlage dienen solle, so hat der betreffende Staat die Goldwährung, bezieht sich die gleiche Bestimmung auf das Silber, so gilt die Silberwährung und bezieht sie sich auf beide Metalle zugleich, so hat man die Doppelwährung. Da aber Gold und Silber einen verschiedenen Werth haben, so ist es im letzteren Falle nöthig, zugleich gesetzlich zu bestimmen, in welchem Verhältnisse (Relation) der Gold- und Silberwerth zu einander stehen, d. h. wie viel Gold und wie viel Silber dem Gewichte nach den gleichen Werth haben sollen. So bestimmte z. B. das französische Münzgesetz vom Jahre 1803, dem damaligen Gold- und Silberpreis entsprechend, daß 1 Gramm Gold im inneren Verkehr soviel werth sein solle, wie 15½ Gramm Silber.

In jedem Falle bestimmt dann das Münzgesetz noch weiter, wie viel Kupfer oder Silber dem Gold- und wie viel Kupfer den Silbermünzen zugesetzt werden darf, aus welchen Metallen die Scheidemünzen geprägt werden, welches Gewicht und Gepräge, welche Form, Gestalt und welche Namen die verschiedenen Münzen erhalten und in welchem Werthverhältnisse sie zu einander stehen sollen u. s. w.

Die Entscheidung über die einzuführende Währung hat aber außerdem noch eine weitere sehr wichtige gesetzliche Bestimmung zur Folge, nämlich die Bestimmung, bis zu welchen Beträgen Zahlungen in den verschiedenen Münzen geleistet werden können, womit dann zugleich ausgesprochen ist, welches Metall bei hohen Geldbeträgen das gesetzliche Zahlungsmittel sei. So bestimmt z. B. unser, zur Zeit, weil die Silberthaler nicht sämmtlich eingezogen wurden, noch nicht streng durchgeführtes Münzgesetz vom 9. Juli 1873, daß Zahlungen über 20 ℳ, wenn es der Gläubiger verlangt, nur in Gold und nicht in Silber, und Zahlungen in Nickel- und Kupfermünzen nicht über 2½ ℳ geleistet werden können. Für größere Zahlungen ist daher nur das Gold das gesetzliche Zahlungsmittel, während geringere Beträge als 20 ℳ auch in Silber und solche bis zu 2½ ℳ auch in Nickel- und Kupfermünzen angenommen werden müssen.

Die Landesmünzen haben in dem betreffenden Staate stets Zwangs-

curs, d. h. sie müssen zu ihrem Nennwerthe (Nominalwerthe, d. i. der aufgeprägte Werth) als Zahlung innerhalb der durch das Gesetz bestimmten Grenzen angenommen werden.

Da aber nun der Werth eines jeden fabricirten Bedarfsgegenstandes sich zusammensetzt aus dem Werthe des durch Arbeit herbeigeschafften Rohstoffs und aus dem Werthe der auf die Fabrikation desselben noch weiter verwendeten Arbeit, so hängt auch der wirkliche Werth der Münzen, ihr Metallwerth, ab von dem jeweiligen Preise desjenigen Metalles, aus dem sie bestehen. Da aber diese Preise je nach dem Verhältniß von Angebot und Nachfrage veränderlich sind, so kann es sich ereignen, daß zeitweilig der Metallpreis der Münzen (Curs) ihren Nennwerth übersteigt, oder daß jener auch hinter diesem zurückbleibt, daß die Münzen also unterwerthig sind. Bei den Nickel- und Kupfermünzen wird, weil es sich bei ihnen stets um geringe Geldbeträge handelt, hierauf kein Gewicht gelegt, anders aber verhält es sich bei den Gold- und Silbermünzen, hier wird sehr stark darnach gefragt, ob denn diese Münzen auch den Metallwerth wirklich haben, den ihre Präge angibt? Denn ist dies nicht der Fall, sind sie unterwerthig, so wird der Geldempfänger betrogen, wenn er dieselben nach ihrem Nennwerthe annimmt, denn er empfängt alsdann nicht denjenigen Metallwerth, den er nach seiner Schuldforderung anzusprechen hat.

Vor 12 Jahren noch kostete das Kilogramm Silber 180 ℳ. und gegenwärtig kostet es 145 ℳ. Der Silberpreis ist daher, sagen wir rund, 20 Prozent gefallen*). Wenn also jemand vor 12 Jahren sich silberne Eßlöffel kaufte, deren Metallwerth damals 100 ℳ. betrug, so ist klar, daß dieselben, auch wenn sie niemals in Gebrauch genommen wurden, heute 20 Prozent weniger werth sind als vor 12 Jahren; denn bei ihrem Ankaufe mußte ihr Rohstoff, das Metall, mit 100 ℳ. bezahlt werden, während bei einem etwaigen Verkaufe das Metall heute mit 80 ℳ. bezahlt würde. Dieselbe Werthverminderung haben natürlich alle aus Silber gefertigten Luxusgegenstände erfahren, woraus sich allein schon ein Verlust ergibt, der sich nach vielen Millionen berechnet.

Selbstverständlich ist es nun, daß auch die Silbermünzen dasselbe Schicksal betroffen hat, auch ihr Metallwerth ist geringer geworden. Als unsere ersten Gold- und Silbermarkstücke geprägt wurden, waren zwei Fünfmarkstücke von Silber so viel werth wie ein Zehnmarkstück von Gold;

*) Alle Zahlen, welche wir nur zu dem Zwecke gebrauchen, um das Dargelegte an einem Beispiel zu erläutern, können und sollen keinen Anspruch auf mathematische Genauigkeit erheben, denn wir wählen sie so, wie sie für unseren Zweck am dienlichsten sind, nämlich leicht überschaubar. Vollständig fingirte Zahlen würden eben so brauchbar sein.

da aber inzwischen der Silberpreis bedeutend gesunken und wahrscheinlich auch der Goldpreis etwas gestiegen ist, (1 Kilogramm Gold kostet p. p. 2800 ℳ.) so sind die zwei Fünfmarkstücke nicht mehr so viel werth wie ein Zehnmarkstück, sondern sie sind ca. 20 Prozent weniger, also nur 4 ℳ. werth. Da dasselbe natürlich auch von den Thalern gilt, so erhält der, dem eine Forderung von 300 ℳ. in Thalern ausbezahlt wird, nicht einen Metallwerth in diesem Betrage, sondern er erhält nur einen solchen von 240 ℳ. Wenn wir nichts desto weniger die 100 Thaler für 300 ℳ. in Gold nehmen, so geschieht dies nur, weil die Thaler zur Zeit noch im Inlande Zwangscurs haben, also zu ihrem Nennwerthe genommen werden müssen. Wollte sich nämlich ein Gläubiger weigern die 100 Thaler zu 300 ℳ. anzunehmen, so könnte ihm der Schuldner erwidern: „So sehen Sie, wo Sie ihr Geld bekommen, ich habe nur Silber"; würde jetzt der Gläubiger den Schuldner auf Zahlung verklagen, so könnte dieser erklären: ich war und bin bereit, meine Schuld mit 100 Thalern sofort abzutragen, woraufhin der Richter dem Gläubiger nur den Bescheid ertheilen könnte: Wenn sie die 100 Thaler nicht nehmen wollen, so kann ich ihnen nicht helfen, denn nach Art. 15 des Münzgesetzes vom 9. Juli 1873 kann jeder Schuldbetrag vorerst noch in Silberthalern, zu 3 ℳ. denselben gerechnet, bezahlt werden.

Diesem Zwangscurs ist es zuzuschreiben, daß wir bei dem inländischen Verkehre von dem gesunkenen Silberpreis nichts merken; sobald aber Zahlungen in solche Länder, welche die Gold- oder Doppelwährung haben, zu machen sind, so hört die Gemüthlichkeit auf; denn dort werden unsere Silbermünzen nicht mehr zu ihrem Nenn- sondern nur zu ihrem Metallwerth angenommen, es muß deshalb Disagio, d. h. es muß die Differenz zwischen dem Nenn- und Metallwerth darauf gezahlt werden und das Gleiche verlangen wir beim ausländischen Silbergeld ebenfalls.

Bei Einführung unseres neuen Geldes wurden die Silbermünzen so geprägt, daß damals 2 ℳ. gleich waren einem österreichischen Gulden, nachdem aber der Silberpreis gefallen ist, gilt dieser Gulden, der keinen Zwangscurs bei uns hat, in Deutschland keine 2 ℳ. mehr, sondern nur noch 1 ℳ. 62 ₰*)

In Deutschland bestand früher die Silberwährung, aber wegen der Vielstaaterei herrschten die heillosesten Zustände im Geldwesen, denn fast

*) Da 90 österreichische Gulden 1 Kilogramm wiegen, so hat bei einem Silberpreis von 145 ℳ pro Kilogramm, wenn man den Schlagschatz unberücksichtigt läßt, der Gulden einen Metallwerth von 145 : 90 = 1 ℳ 61 ₰.

jedes Land und Ländchen hatte sein eigenes Geld, welches nicht nur nach Werth, Form und Benennung von dem Gelde anderer Staaten abwich, sondern auch von den öffentlichen Kassen derselben nicht angenommen wurde. Damals gehörte Münzkenntniß und Gewandtheit im Umrechnen (Reduziren) der verschiedenen Münzen zu den nothwendigsten Geschicklichkeiten eines jeden Geschäftsmannes. Dazu kam aber noch, daß mitunter einzelne Staaten in ihrer Geldnoth unterwerthiges Geld prägten, indem sie dem Gold und Silber soviel Kupfer zusetzten, daß ihre Münzen den Werth gar nicht hatten, der ihnen aufgeprägt war und zu dem sie in Umlauf gesetzt wurden.

Diese traurigen Zustände erfuhren im Jahre 1857 eine wesentliche Besserung durch die deutsch-österreichische Münzconvention, durch welche vereinbart wurde, daß die Silberwährung beibehalten werden solle und daß aus dem Pfund Feinsilber zu prägen seien 30 Thaler norddeutscher, 45 Gulden österreichischer und 52½ Gulden süddeutscher Währung (Münzfuß). Es waren demnach gleich: 1 Thaler, 1½ Gulden österr. W. und 1¾ Gulden süddeutscher Währung und zu diesem Curse wurden die verschiedenen Münzen in den Conventionsländern im Verkehre angenommen, der Vereinsthaler, der gleich war einem preußischen Thaler und der von sämmtlichen Vereinsländern geprägt wurde, auch von den öffentlichen Kassen derselben.

Unter der Herrschaft der Silberwährung hatten nur in Preußen die preußischen Goldmünzen, der einfache und doppelte Friedrichsdor, einen festen Curs, weil der erstere stets von allen k. Kassen zu 5 Thlr. 20 Sgr. und der letztere zu 11 Thlr. 10 Sgr. angenommen wurde. Die übrigen Goldmünzen, sowohl diejenigen, die deutschen Ursprungs waren, als auch diejenigen, welche aus dem Auslande, Holland, Frankreich, der Schweiz, Italien, Rußland, England, Nordamerika ꝛc. stammten, hatten einen sehr veränderlichen Curs, durch welchen namentlich die Landwirthe sehr häufig geschädigt wurden, weil sowohl die Getreide- als die Viehhändler sich Gold zum augenblicklichen Curs eigens zu dem Zwecke einwechselten, um es den Getreide und Vieh verkaufenden Landwirthen, besonders den Bauern, zu einem höheren Curs aufzuhängen, was ihnen fast immer gelang. Wer damals in Preußen keine Cursverluste erleiden wollte, der mußte sich schon von vornherein beim Handeln als Zahlung preußisches Gold, Silber oder Papier ausbedingen; denn selbst wenn er fremdes Gold zum Tagescurs angenommen hatte, verlor er immer noch Geld, wenn dieser bei der Einnahme gerade hoch, und bei der Ausgabe des Goldes wieder niedriger stand.

All den geschilderten, heillosen Zuständen im früheren deutschen Geldwesen ist nunmehr im innern Verkehr durch unser jetziges Reichsgeld ein Ende gemacht; allein hierdurch darf man sich nicht zu dem Irrthume verleiten lassen, es sei dies der Goldwährung zu verdanken; denn auch unter der Doppelwährung würden im Groß- und Kleinverkehr des Inlandes dieselben geordneten Geldzustände bestehen, wie schon die Thatsache beweist, daß wir zur Zeit die Goldwährung eigentlich nur auf dem Papiere, nicht aber in der Wirklichkeit haben; denn so lange die 300 bis 400 Millionen Thaler, die ursprünglich sämmtlich eingezogen werden sollten, sich noch im Umlauf oder im Keller der Reichsbank befinden und auch bei größeren Zahlungen zu ihrem vollen Nennwerthe angenommen werden müssen, haben wir faktisch das, was die Bimetallisten für sämmtliche Silbermünzen zum Gesetz gemacht wissen wollen, nämlich die Doppelwährung, z. B. noch beschränkt auf die Silberthaler.

In Frankreich ist seit dem Jahre 1803 das Münzwesen vortrefflich geordnet, es besteht dort seit jener Zeit die Doppelwährung, ohne daß dieselbe im inneren Verkehre zu irgendwelchen Unzuträglichkeiten geführt hätte; denn des Zwangscurses wegen müssen sowohl die Gold- als die Silberfranken, ohne alle Rücksicht auf ihren jeweiligen Metallwerth, stets zu ihrem Nennwerthe angenommen werden; und gerade dies sind die Zustände, welche sich jedermann sowohl beim Groß- als beim Kleinverkehr des Inlandes wünscht und wünschen muß. Es ist daher durchaus nicht zu befürchten, daß mit Einführung der Doppelwährung die frühere lästige und oft nachtheilige Münzverwirrung beim inneren Verkehr sich wieder einstellen werde.

Das sogenannte Papiergeld, gleichgiltig ob es der Staat oder eine Bank in Umlauf gesetzt hat, ist kein Geld, weil ihm die eine der beiden wesentlichen Eigenschaften des Geldes, nämlich die Eigenschaft, der Werthmesser zu sein, gänzlich abgeht; denn so wenig wie der Punkt, der keine Ausdehnung hat, die Einheit für das Längen-, Flächen- und Körpermaß sein kann, so wenig kann ein an sich werthloser Papierschnitzel der Maßstab für den Werth sein; aber als Tauschmittel kann er die Stelle des Geldes sehr wohl, jedoch nur so lange vertreten, als jedermann das Vertrauen besitzt, daß der auf ihm genannte Schuldner jederzeit bereit und im Stande sei, den auf demselben verzeichneten Geldbetrag demjenigen in klingender Münze auszubezahlen, der dies verlangt. Die Reichskassenscheine und Banknoten sind daher weiter nichts, als unverzinsliche Schuldscheine, die keinen eigenen Sachwerth haben, und deren

freiwillige Umlaufsfähigkeit lediglich auf dem Kredit beruht, welchen der Schuldner genießt; ihr richtiger Name wäre daher eigentlich Kreditpapiere.

Werden solche Kreditpapiere vom Staate ausgegeben und zu ihrem Nennwerthe angenommen, so hat man das Vertrauen zu dem betreffenden Staate, daß er im Stande sein werde, die übernommene Schuld aus seinen Einkünften wieder abzutragen, und insoweit es verlangt wird, die zum Umwechseln präsentirten Kassenscheine mit baarer Münze einzulösen; sind es aber Banknoten, so muß zu diesem Zwecke die betreffende Bank wenigstens 1/3 des in Noten ausgegebenen Werthes in Gestalt von Gold- und Silbermünzen oder Barren in ihrem Geldgewölbe liegen haben. Wenn also eine Bank für 12 Millionen Mark Banknoten ausgibt, so muß sie einen Werth an Gold und Silber von 4 Millionen Mark stets vorräthig haben. Die Noten bis zu diesem Betrage heißen gedeckte, die übrigen 8 Millionen aber ungedeckte Noten.

Wird der Kredit eines Staates oder einer Bank durch irgend einen Umstand erschüttert, so sinkt der Curswerth (d. i. der Werth, zu dem sie jeweilig angenommen werden) der betreffenden Kassenscheine resp. Banknoten unter ihren Nennwerth (unter pari), geht der Kredit ganz verloren, so nimmt sie niemand mehr als Zahlung an, und macht der Staat oder die Bank bankerott, so lösen sie ihr Papiergeld nicht ein und alle diejenigen, welche sich gerade im Besitz desselben befinden, verlieren ihr Geld.*)

Das Verhältniß, in welchem der Nennwerth und der Curswerth des Papiergeldes zueinander stehen, nennt man die Valuta, sind beide Werthe gleich, so sagt man, die Valuta sei hergestellt, oder auch, sie stehe pari, ist der Curswerth geringer, als der Nennwerth, so steht die Valuta unter pari.

Es ist einleuchtend, daß derjenige, welcher z. B. ein Paar Ochsen verkauft und dafür 1000 Mark in Papiergeld empfängt, eigentlich noch nicht bezahlt ist, denn er hat noch nicht den betreffenden Gegenwerth selbst, sondern nur eine Anweisung auf denselben empfangen; wenn er aber die 1000 Mark Papiergeld entweder sogleich wieder ausgibt, oder sie gegen Gold oder Silber umwechseln läßt, dann erst ist er wirklich bezahlt, weil die Gold- oder Silbermünzen einen Sachwerth haben, der gleich ist ihren Produktionskosten von 1000 Mark, während die

*) So geschah es z. B. mit dem Papiergeld, welches zur Zeit der ersten französischen Revolution, im Jahre 1790, auf Grund eines Beschlusses der Nationalversammlung unter dem Namen Assignaten (Anweisungen) mit Zwangscurs ausgegeben wurde; zuerst gerieth ihr Curs ins Sinken und schließlich galten sie gar nichts mehr, weil sie nicht eingelöst werden konnten, und dadurch gingen über 45,000 Millionen Franken dem Volke verloren; das ist neunmal so viel, wie die an uns von Frankreich bezahlte Kriegsentschädigung betrug.

10 Hundertmarkscheine fast so gut wie gar keinen Werth haben, weil ihre Herstellungskosten fast gleich Null sind.

Tauschmittel sind nothwendige Bedarfsgegenstände, es besteht daher nach ihnen, wie nach allen anderen Bedarfsgegenständen eine Nachfrage, die mit der Zunahme der Bevölkerung und des Handelsverkehrs wächst; da nun das Papiergeld, so lange es den nöthigen Kredit genießt, das Metallgeld als Tauschmittel vollständig zu ersetzen vermag, so ist einleuchtend, daß ersteres Papiergeld die Nachfrage nach Metallgeld vermindert und dadurch den Preis desselben herunterdrückt. Denselben Einfluß üben auch die anderen Geld-Ersatzmittel, so namentlich der Wechsel aus.

Da jedoch all diejenigen Landwirthe, welche neben ihrem Betriebskapital nicht noch über weiteres Geldkapital verfügen, vernünftigerweise sich mit Wechseln nicht befassen sollen*) und da die Fabrikanten und Kaufleute, für welche der Wechsel von der größten Wichtigkeit ist, einer Belehrung über denselben, wenigstens von unserer Seite, durchaus nicht bedürfen, so möge es genügen, wenn wir uns darauf beschränken hier nur zu sagen, daß der Wechsel entweder das Versprechen enthält, der Aussteller werde an einem bestimmten Tage die auf dem Wechsel verzeichnete Summe selbst zahlen (eigener oder trockener oder Solawechsel), oder er enthält die Aufforderung, es solle dies ein Anderer für ihn thun (gezogener oder trassirter Wechsel oder Tratte). Bis zu ihrem Verfalltage (der Tag, an dem sie bezahlt werden müssen) können diese Wechsel, mit den nöthigen Unterschriften versehen, in der Handelswelt, gerade so wie das Papiergeld, von Hand zu Hand gehen, um Guthaben und Schulden auszugleichen. So lange sie sich in Umlauf befinden, sind die Wechsel daher ebenfalls Papiergeld.

Da es nicht jedem, der mit einem langsichtigen Wechsel bezahlt wird, paßt, bis zu dessen Verfalltag auf das baare Geld zu warten, so beschäftigen sich Banken, Bankier und Kaufleute mit dem Ankaufe solcher Wechsel gegen sofortige baare Zahlung. Den Dienst aber, welchen der

*) Die Abschaffung des Wuchergesetzes (es ist bekanntlich wieder eingeführt) und die Einführung der allgemeinen Wechselfähigkeit waren zwei der größten Fehler der Gesetzgebung, denn diese „Errungenschaften" haben viele Tausende von Bauern und kleinen Gewerbsleuten an den Bettelstab gebracht. Mit der Wucherfreiheit wurde den Wucherern gestattet, den Bauer und kleinen Geschäftsmann zu erwürgen und mit der allgemeinen Wechselfähigkeit hat man ihm, leider bis heute noch, zugleich die Schlinge in die Hand gegeben, mit der er am leichtesten und bequemsten den in Geldnoth befindlichen kleinen Mann fangen und erwürgen kann. Sonst hat es weiter keinen Zweck.

Wechselkäufer dem Verkäufer dadurch leistet, daß er ihm das baare Geld früher verschafft, läßt sich jener bezahlen und die Bezahlung dieser Dienstleistung ist es, was man den Discont (Disconto, Scont) nennt. Dieser ist also der Zins, welcher, vom Tage der Zahlung bis zum Verfalltage berechnet, an dem Betrag des Wechsels abgezogen wird. Für die geldbedürftige Geschäftswelt ist es natürlich von Vortheil, wenn der Discont niedrig, und von Nachtheil, wenn er hoch steht, denn in letzterem Falle muß der Geschäftsmann einen hohen Zins für das baare umlaufende Betriebskapital zahlen, mit dem er arbeitet, und im umgekehrten Falle einen niedrigen. Wenn eine Bank den Discont erhöht, so ist dies ein Beweis, daß mehr baares Geld von ihr verlangt wird, als sie herzugeben willens ist, denn jede Erhöhung des Disconts hat zur Folge, daß für eine Anzahl Geschäfte das baare Geld zu theuer wird, sie unterlassen daher das Discontiren ihrer Wechsel und in der Bank sammelt sich alsdann das Geld an; wird aber der Discont erniedrigt, so will die Bank mehr baares Geld hergeben, als z. B. von ihr verlangt wird, es werden dann wieder mehr Wechsel discontirt und das baare Geld fließt aus der Bank ab, sein Vorrath in derselben vermindert sich.

Unter einer Waare versteht man jeden nicht für den eigenen Ge- oder Verbrauch, sondern zum Verkauf producirten, fabricirten oder angeschafften Bedarfsgegenstand; daher sind die für den Verkauf bestimmten Thiere und Früchte, sowie alle die zahllosen Dinge, welche sich in den Lagern der Fabrikanten und in den Läden der Kaufleute befinden und dort feilgeboten werden, Waaren. Niemand wird nun daran zweifeln, daß die Schmuckſachen und sonstigen Luxusgegenstände von Gold und Silber, welche in dem Laden eines Goldarbeiters feilgehalten werden, ebenfalls Waaren seien; allein die Münzen von Gold und Silber sind es auch. Gold- und Silber-, sowie natürlich auch die übrigen Münzen, werden nur zu dem Zwecke angefertigt, um sie gegen andere Bedarfsgegenstände zu vertauschen, welchen Umtausch wir aber zum Unterschiede von dem unmittelbaren Umtausch zweier zum Ge- oder Verbrauch bestimmten Bedarfsgegenstände, wie ein Paar Pferde gegen ein Paar Ochsen, Getreide gegen Mehl u. s. w. Kauf und Verkauf nennen. Wenn z. B. jemand sagt: „Ich habe meine Pferde vertauscht“, so weiß man noch nicht, gegen was derselbe seine Pferde vertauscht, was er dafür empfangen hat; wenn dagegen jemand sagt: „Ich habe meine Pferde verkauft“, so weiß jeder, daß er seine Pferde gegen Geld vertauscht, daß er Geld dafür erhalten hat. Dies ist der ganze Unterschied zwischen dem Tausch- und Kaufgeschäfte, das eine wie das andere ist ein Umtausch von Werthen,

das Kaufgeschäft hat nur das Besondere, daß derjenige, welcher die Gold- und Silberwaaren in Gestalt von Münzen eintauscht, dies stets in der Absicht thut, dieselben nicht wie einen Laib Brod zu verzehren, oder sie längere Zeit wie ein Zugpferd zu gebrauchen, sondern sie wieder gegen andere Bedarfsgegenstände zu vertauschen.

Wer irgend eine Waare zu verkaufen hat, der will möglichst viel für dieselbe erlösen, er sieht sich deshalb nach einem Abnehmer, oder Markte um, der ihm einen hohen Preis für seine Waare in Aussicht stellt; wer aber eine Waare kaufen will, der verfährt umgekehrt, er sucht zu erforschen, wo und von wem er die gewünschte Waare am billigsten erhalten kann. Da nun Gold und Silber, gleichgiltig ob sie die Gestalt von geprägten Münzen oder abgestempelten Barren haben, auch Waaren sind, so sucht derjenige, welcher sie zu verkaufen hat, auch nach einem Abnehmer, der ihm einen möglichst hohen Preis, in Gestalt einer anderen Waare, dafür bezahlt. Wenn z. B. ein solcher Geschäftsmann, der 2 Ctr. Silber in Gestalt von Barren besitzt, schließlich findet, daß er gar keinen besseren Tausch, kein besseres Geschäft machen könne, als wenn er seine 2 Ctr. Silber nach Ostindien, wo das Silber theurer als bei uns ist, sendet, um sie dort gegen 3000 Centner Weizen zu vertauschen und diese sich nach Deutschland, wo sie vielleicht augenblicklich, des hier niedrigen Silberpreises wegen, den gleichen Werth wie 3 Ctr. Silber haben, kommen zu lassen, so wird er sicherlich diesen Umtausch vornehmen.

Diejenigen Leute, welche derartige und ähnliche Geschäfte machen, pflegen alsdann zu sagen: „Durch die Goldwährung wird das Silber nicht entwerthet, denn das durch sie in Deutschland überflüssig gewordene Silber fließt nach Indien ab“; was aber für dasselbe nach Deutschland fließt und welche Folgen dieser Zufluß der billig eingetauschten Waaren für den finanziellen Fortbestand ihrer Mitbürger hat, welche darauf angewiesen sind, durch Produktion oder Fabrikation derselben Waaren sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, davon schweigen sie; wird es ihnen aber gesagt, so bestreiten sie den ursächlichen Zusammenhang der offenkundig vorliegenden und deshalb nicht wegzuleugnenden Thatsachen mit großer Hartnäckigkeit, und die irregeführten, sachunkundigen Parteigenossen nennen alsdann pflichtschuldigst diese, oft sehr widerspruchsvollen Ablengnungen „eine ausgezeichnete Widerlegung.“

Die Goldwährung und ihre Folgen.

Nein, Herr, ich sagt es in der Angst verkehrt,
Denn Euer Hund biß meine Kuh.
Wie lautet nun das Urtheil Alexanders?
Ja, Bauer, das ist ganz was anders.

Zu welcher Zeit und in welchem Lande zuerst aus den verschiedenen Metallen Münzen geprägt wurden, das ist, unseres Wissens, nicht geschichtlich festgestellt; aber selbstverständlich ist es, daß man in jenen Zeiten, als es noch an Verkehrswegen fehlte, nur aus denjenigen Metallen Münzen verfertigte, die man im eigenen Lande hatte, denn die Fehlenden konnte man noch nicht von auswärts überallher beziehen; deshalb ist es begreiflich, daß zu der Zeit, als die Spartaner noch Eisenmünzen hatten, bei anderen Völkern schon Silber- und vielleicht auch Goldmünzen im Gebrauche waren. Mit der Zunahme der sich immer weiter über die Erde ausbreitenden Bevölkerung und der fortschreitenden Cultur wurden die Metalle häufiger und einzelne derselben auch massenhafter aufgefunden, was dann zur nothwendigen Folge hatte, daß die letzteren schließlich nicht mehr zu Münzen verwendbar waren, weil ihr Werth in Folge der viel geringeren Productionskosten dergestalt sank, daß man sie, wie bereits gezeigt wurde, schon zur Tilgung geringer Schuldbeträge centnerweise hätte mitschleppen oder versenden müssen. Man war deshalb, namentlich da auch die Handelsgeschäfte immer großartiger und die umzutauschenden Werthsummen größer wurden, gezwungen, die zu billig gewordenen Metalle, als Rohstoffe für die Geldfabrikation fallen zu lassen und zu den wegen ihrer Seltenheit immer noch theuren Metallen überzugehen. Während früher, mit wenigen Ausnahmen die heute noch in China gebräuchliche Kupferwährung so ziemlich allgemein bestand, ging man später zur Silberwährung über, und schließlich führte dasjenige Land, *welches den großartigsten überseeischen Handel betrieb*, nämlich England, schon im Jahre 1816 die reine Goldwährung ein.

Dies war von jeher und ist auch heute noch die *natürliche* und nothwendige Entwicklung der Dinge, in die *voreilig* mit ungeschickten Händen gesetzgeberisch einzugreifen, noch ein viel größerer „Frevel“ ist, als es der sein würde, durch Einführung der Doppelwährung zwar die Geschäfte der hohen Finanz- und Handelswelt, der Großindustriellen und sonstigen Millionäre „zu beunruhigen“ — aber die unverkennbaren Nachtheile, die man jetzt schon durch Einführung einer beschränkten Goldwährung den Grundbesitzern und Kleinindustriellen, *welche die große Mehrheit des Volkes bilden*, zugefügt hat und noch zufügt, wieder zu beseitigen und dadurch *ein an diesen zum Vortheile jener begangenes Unrecht wieder gut zu machen*.

„*Eines* schickt sich nicht für *Alle*“, diese einfache Wahrheit findet leider nur zu oft im Widerstreite der Sonderinteressen nicht die gebührende Berücksichtigung. Es ist ja völlig unbestreitbar, daß für den internationalen Großverkehr, der mit Tausenden, Hunderttausenden und Millionen zu rechnen gewohnt ist, die reine Goldwährung den Vorzug verdient; aber eben so unbestreitbar ist es, daß für den inländischen Kleinverkehr, namentlich für den Bauer, den Handwerker, den Arbeiter, die reine Silberwährung zur Zeit noch weit besser paßt, als die Goldwährung, denn die kleinen Summen, welche in diesen Kreisen zu verrechnen und zu bezahlen sind, lassen sich nicht nur eben so gut, sondern in der Regel viel besser mit Silber als mit Gold ausgleichen.

Was ist nun unter diesen Verhältnissen den sich widerstreitenden Interessen gegenüber zu thun? Wem auf diese Frage vielleicht nicht sogleich die richtige Antwort einfiele, der verdiente wirklich, daß man auf ihn das Sprichwort anwendete: er stehe da wie der Ochs zwischen zwei Heubündeln; er verdiente es aber umsomehr, als diese Frage in anderen Staaten schon längst praktisch gelöst ist. Wenn der internationale Großverkehr Gold und der inländische Kleinverkehr Silber verlangt, so ist doch wohl nichts natürlicher, als daß der Staat diesen *beiden* Forderungen dadurch gerecht wird, daß er, wie dies die Länder der sogenannten lateinischen Münzconvention: Frankreich, Belgien, Italien und die Schweiz, sowie Nordamerika längst gethan haben, durch Einführung der *Doppelwährung* sowohl dem Großverkehr zu dem ihm nöthigen Gold, als auch dem Kleinverkehr zu dem erforderlichen Silber verhilft.

„Aber,“ hören wir sagen, „das klingt zwar recht schön, allein es führt zu großen Unzuträglichkeiten“. Gut, prüfen wir sie.

Der bestechendste Einwurf, welcher gegen die Doppelwährung erhoben wird, ist ohne Zweifel der: es könnten nicht *zwei* Metalle als Werthmesser dienen, sondern dies könne nur *ein* Metall. So sagt z. B. Max Wirth: „*Für die Werthbestimmung kann aber nur ein Edelmetall dienen, weil der Maßstab unwandelbar sein muß*, und der Preis der Metalle untereinander, in Folge der wechselnden Bedingungen der Metallgewinnung und des gewerblichen und häuslichen Gebrauchs an Geräthschaften, Schwankungen unterworfen ist. Im Interesse

der Stabilität und Sicherheit des Verkehrs hat daher der Staat die Pflicht, dafür zu sorgen, daß nur ein Metall als Werthmesser zugelassen wird, während die anderen, aus welchen außerdem noch Münzen geschlagen werden, je nach den Marktconjunkturen im Werthe schwanken."

In dem vorstehenden Citate ist unserem alten, verehrten Freunde ein arges Mißgeschick begegnet, weil in den an der Spitze desselben stehenden beiden Sätzen im Nachsatz zugleich die Widerlegung des Vordersatzes, sowie der ganzen weiteren Ausführung enthalten ist: denn einen unwandelbaren Maßstab für den Werth gibt es nicht und kann es nicht geben; die Ansicht, es könne und müsse nur aus einem Metall der Werthmesser hergestellt werden, stützt sich daher auf eine falsche Voraussetzung, auf eine unerfüllbare Forderung.

Nicht ohne Absicht wurde bereits darauf aufmerksam gemacht, daß die Grundlagen für unsere sonstigen Maße und die Gewichte unveränderliche Naturgrößen seien; für diese aber gibt es keine Produktionskosten und sie sind auch nicht dem unerbittlichen Gesetze von Angebot und Nachfrage unterworfen, sie sind überhaupt von allem menschlichen Thun und Treiben vollständig unabhängig. Ganz anders verhält es sich dagegen mit dem Werthmesser, denn derselbe kann nur aus einer Sache hergestellt werden, die selbst einen Werth hat; nun ist aber der Werth aller Dinge, daher auch der beiden Edelmetalle, und zwar eines jeden derselben für sich, ein veränderlicher; denn er ist ein Produkt der menschlichen Arbeit und hängt ab von dem Verhältnisse des Angebots zur Nachfrage, das, wie wir bereits gesehen haben, durch verschiedene Ursachen jederzeit eine Aenderung erleiden kann. Als im Jahre 1852 in Folge der in Californien und Australien entdeckten reichen Goldminen im Vergleiche zu der Zeit vor 1850 die Goldproduktion sich mehr als verdoppelte, und auch in den darauf folgenden Jahren eine vermehrte blieb, sank der Goldpreis; wie denn auch ohne allen Zweifel die schon seit Ende der fünfziger Jahre von Jahr zu Jahr gestiegene Silberproduktion, welche im Jahre 1873 im Vergleiche zu 1846, sich verdoppelte, zum Sinken des Silberpreises beigetragen hat. Durch den Monometallismus (Einzelwährung) wird daher bezüglich der Unveränderlichkeit des Werthmessers nichts gewonnen. Die Veränderlichkeit desselben ist und bleibt unter allen Umständen eine Unvollkommenheit, die wir, wie auch die Unregelmäßigkeiten unseres Zeitmessers, der Uhr, und so viele andere irdische Unvollkommenheiten geduldig hinnehmen und mit welcher wir uns in dem vorliegenden Falle in der für die Gesammtbevölkerung, insbesondere aber für die große Zahl der Geringbemittelten, denen jede Schmälerung ihres Arbeitsverdienstes sofort den Brodkorb höher hängt — erträglichsten Art und Weise abfinden müssen. Wenn hierbei auch die Herren Millionäre und diejenigen, die daran sind, es zu werden, einige ihrer vielen Millionen wieder hergeben müssen, so hat dies nicht viel zu bedeuten; denn derartige Verluste sind denselben ebensowenig schädlich, wie es dem Vollblütigen der Aderlaß ist, der zum Zwecke einer Blutüberführung in die Adern eines Blutarmen gemacht wird. Man sollte daher vor den durch Einführung der Doppelwährung sich vielleicht einstellenden Geldüberführungen um so weniger zurückschrecken, als dieselben, wie manche glauben, zur Gesundheit des Staates wesentlich beitragen würden; denn wie Blutanstauungen in einzelnen Organen des menschlichen Körpers denselben krank machen, so gefährden auch die übermäßigen Geldanstauungen in einzelnen dünnen Volksschichten die Gesundheit des Staatskörpers. Trauriges Beispiel: England.

Durch Einführung der Goldwährung wird nichts weniger als ein unwandelbarer Werthmesser gewonnen, denn sobald die Produktionskosten des Goldes größer oder kleiner werden, so verändert sich auch sein Werth, im ersteren Falle steigt, im anderen fällt er. Da man nun für 4 gr Gold (ein Zehnmarkstück) eine um so größere Menge, oder eine um so bessere Qualität einer jeden anderen Waare erhält, je höher, und eine um so kleinere Menge oder schlechtere Qualität, je niedriger der Werth der 4 gr Gold ist, und da wir zu sagen pflegen, eine Waare sei theuer, wenn sie viel, und sie sei billig, wenn sie wenig Geld kostet, so ist das Theurerwerden des Goldes gleichbedeutend mit dem Billigerwerden aller anderen Waaren, und umgekehrt das Billigerwerden desselben gleichbedeutend mit dem Theurerwerden der übrigen Waaren, oder mit anderen Worten: Steigt der Preis des Goldes, so sinken, und fällt der Preis des Goldes, so steigen die Preise aller übrigen Werthgegenstände, insoweit nicht durch entgegenwirkende Ursachen diese sonst unausbleibliche Erscheinung verhindert wird.

In früheren Zeiten, als die Absatzgebiete der landwirthschaftlichen Produkte wegen der mangelhaften Verkehrsmittel noch in sehr enge Grenzen eingeschlossen waren, und wir daher noch nicht mit ausländischen und überseeischen landwirthschaftlichen Produkten überschwemmt werden konnten, hing der Getreidepreis, wie dies heute noch mit dem meisten Obst der Fall ist, ganz von dem Ausfall der Ernte einer jeden Gegend ab: war die Ernte gut, so fielen die Getreidepreise, war sie schlecht, so stiegen sie. Niemand konnte hierbei in den Sinn kommen, daß diese Veränderungen der Ge-

treidepreise auch in einer Preisveränderung des Geldes ihren Grund haben könnten. Ganz anders aber gestaltet sich die Sache, wenn sich das Preisverhältniß (Werthrelation) zwischen Gold und Silber ändert, denn es ist alsdann nicht sofort erkennbar, bei welchem Metall, dem Gold oder Silber, die Werthveränderung stattgefunden hat.

Noch vor 12 Jahren war das Verhältniß des Goldes zum Silber wie 1:15,5 (d. h. 1 gr Gold war soviel werth, wie $15^1/_2$ gr Silber) und heute ist es etwa wie 1:18,5. Der Preisunterschied zwischen früher und jetzt ist daher in gr ausgedrückt gleich dem Werthe von 3 gr Silber, um welchen dieses, wenn wir nur das Gold als Zahlmittel ansehen, billiger geworden ist. Dieser Unterschied kann aber hervorgerufen sein:

1. durch ein Steigen des Goldpreises bei gleichbleibendem Silberwerth,
2. durch ein Fallen des Silberpreises bei gleichbleibendem Goldwerth und
3. durch Steigen des Gold- und gleichzeitiges Sinken des Silberpreises.

Diese Veränderungen können aber hinwiederum nur bedingt sein:

ad 1. durch eine Verminderung der Produktion des Goldes oder durch eine vermehrte Nachfrage nach demselben,

ad 2. durch eine gestiegene Produktion des Silbers oder durch eine verminderte Nachfrage nach demselben und

ad 3. durch die vorstehenden Ursachen bei beiden Metallen zugleich.

Will man also über die gegenwärtige Silberverbilligung in's Klare kommen, so muß untersucht werden, welche der vorgenannten Ursachen aufgetreten sind und daher die fragliche Wirkung hervorgebracht haben? Hierbei darf man jedoch nicht übersehen, daß von jeher die meisten Werthveränderungen des einen oder des anderen Metalls weit weniger durch die jeweiligen Produktionskosten, als vielmehr durch das willkürliche Eingreifen in die natürliche Entwicklung der Dinge mittelst verfehlter Münzgesetze bedingt waren. Diese nöthigen Untersuchungen haben Andere längst angestellt und hierbei hat sich Folgendes ergeben:

Die Goldproduktion ist seit dem Jahre 1864 bis zu 1875 nicht gestiegen, sondern gefallen, denn sie betrug in 1864 rund 512 Millionen Mark*), in 1872 nur 466, im Jahre 1875 wieder 500 und in 1884 nach Dr. Arendt 320 Millionen Mark. An der Gesammtproduktion der

*) Wir entnehmen diese Zahlen der wegen ihrer großen Klarheit und Leichtverständlichkeit heute noch sehr zu empfehlenden Schrift: **Zur Silberfrage.** Eine Studie von Ludwig Cohnstädt, Frankfurt a. M. Jäger'sche Buchhandlung. 1876. Der Verfasser ist jedoch Monometallist, aber die Gründe für seine Ansicht vermögen wir nicht anzuerkennen.

beiden Edelmetalle betrug der Antheil nach Prozenten im Jahre 1846 des Goldes 67,9 %, des Silbers 32,1 %, dagegen im Jahre 1875 des Goldes nur 59,5 % und des Silbers 40,5 %.

Die Silberproduktion betrug im Jahre 1864 nur 242 Mill. Mark, im Jahre 1875 dagegen 340 und jetzt 450 Millionen Mark, zum alten Silberpreis gerechnet.

Die Nachfrage nach Silber hat sich seit der bei uns versuchten Einführung der Goldwährung, also seit 1873, sehr bedeutend vermindert; denn Deutschland, das früher als die Silberwährung bestand, alljährlich als Käufer auf dem Metallmarkte erschien, um Silber zur Prägung neuer Silbermünzen sich anzuschaffen, blieb seit jener Zeit nicht nur als Käufer auf dem Metallmarkte aus, sondern es erschien als Verkäufer auf demselben und bot für ca. 600 Millionen Mark Silber an. Damit aber noch nicht genug, als Deutschland die Goldwährung einführte, deshalb Gold kaufen und die Silberkäufe nicht nur einstellen, sondern auch das ihm überflüssig gewordene Silber verkaufen mußte, sah Frankreich ganz richtig voraus, wie alles dieses ein Sinken des Silberpreises zur Folge haben würde, und es wegen der bei ihm bestehenden Doppelwährung mit freier Prägung nunmehr zu befürchten habe, daß es einen großen Theil seines Goldes verlieren und dafür mit unterwerthigen Silbermünzen überschwemmt werden würde, und deshalb hoben die Länder der lateinischen Münzconvention mit vollem Rechte die freie Prägung auf und schränkten die Silberprägung ein.*)

*) Mit einer solchen Gold- und Silber-Verschiebung geht es folgendermaßen zu: Frankreich hat Doppelwährung, daher haben auch seine Silbermünzen im Inlande Zwangscurs, d. h. sie müssen zum Nennwerthe angenommen werden. Da nun die französischen Münzen nach dem Verhältniß des Goldes zum Silberpreise wie 1:15,5 geprägt sind. — weil man früher für 1 gr Gold nur 15,5 gr Silber erhalten konnte — so machten die Metallhändler (Arbitrageure) ein gutes Geschäft, wenn sie Silberbarren kauften und sie mit Gold bezahlten, sobald der Silberpreis fiel. Wenn z. B. ein Metallhändler für 10 kg Gold 158 kg Silberbarren kaufte, hiervon 155 kg in die Münze sendete und sich daraus Silbermünzen prägen ließ, so hatten, des Zwangscurses wegen, dieselben sofort den gleichen Werth wie 10 kg Gold. Dem Metallhändler blieben daher von den für 10 kg Gold gekauften 158 kg Silber 3 kg (p. p. 550 ℳ) übrig, womit er vorerst die nicht bedeutenden Prägungs- und Transportkosten zu bestreiten hatte und das Uebrige blieb ihm als reiner Verdienst. Dieses Geschäft (Arbitrage) setzen natürlich die Metallhändler so lange fort, als es lohnend ist, und je länger es lohnend ist, desto mehr theures Gold fließt aus dem betreffenden Lande und desto mehr unterwerthige Silbermünzen stauen sich in demselben an. Man pflegt des-

Wenn nun aber durch Einführung der Goldwährung:

1. Deutschland seine seitherigen Silberankäufe einstellte, und dadurch die Nachfrage nach Silber sich verminderte;

2. Deutschland für circa 600 Millionen Mark Silber auf dem Metallmarkte zum Verkaufe anbot, und also um diesen Betrag das Angebot sich vermehrte und

3. einzig und allein hierdurch veranlaßt, die Länder der lateinischen Münzconvention: Frankreich, Belgien, Italien und die Schweiz, die freie Prägung aufhoben und die Silberprägung einschränkten, wodurch abermals die Nachfrage nach Silber, weil es weniger zu Münzen gebraucht (demonetisirt, entmünzt) wurde, sich sehr bedeutend verminderte, und wenn durch die, bei gestiegenem Angebot, aus zwei Ursachen verminderte Nachfrage nach Silber dasselbe einen Theil seiner Brauchbarkeit gerade so verlor, wie ihn ein Kleiderstoff verliert, sobald er aufhört, modern zu sein: wie in aller Welt kann man dann leugnen wollen, daß der unglückliche Versuch, die Goldwährung bei uns einzuführen, den allergrößten Antheil an der ihm auf dem Fuße gefolgten Silberverbilligung habe?

Wenn die Monometallisten behaupten, daß die Vermehrung der Silberproduktion in Amerika und die Einschränkung der üblichen Silberausfuhr nach Indien, sowie das Ausgebot der indischen Regierungswechsel in London einen viel bedeutenderen Einfluß auf den Silberpreis ausgeübt hätten, als die deutsche Münzreform, so kann dies alles bis auf die Worte „viel bedeutenderen" willig zugegeben werden; denn wenn alles andere richtig ist, so beweist es ja nur, daß es ein doppelt großer Fehler war, durch Einführung der Goldwährung diesen drei Ursachen noch eine vierte, die **wichtigste** hinzuzufügen, welche dem Faß den Boden vollends einstieß. Denn kein vernünftiger Mensch wird doch leugnen wollen, und die Monometallisten leugnen es ja auch nicht, daß durch die bereits dargelegte Veränderung in Angebot und Nachfrage der Silberpreis fallen mußte, und ebenso gewiß ist es, daß, wenn Fürst Bismark auch nur ein Wörtchen davon verlauten ließe, es sei seine Absicht, die Doppelwährung einzuführen, alsdann schon der Silberpreis stieg; wenn aber diese noth-

halb zu sagen: Das billige Metall treibt das theure aus dem Lande. Als in den fünfziger Jahren das Gold billiger wurde, wanderte aus den angeführten Gründen das Silber aus Frankreich aus und dieses Land wurde mit Gold überschwemmt.

wendige Maßregel wirklich ergriffen würde und Frankreich gleichzeitig zur freien Prägung zurückkehrte, so würden sich die deutsche Regierung und die französischen Arbitrageure beeilen, das vorerst noch billige Silber aufzukaufen, sie würden sich, wie man beim Viehhandel zu sagen pflegt, dergestalt um dasselbe reißen, daß hierdurch höchst wahrscheinlich das frühere Werthverhältniß, 1 : 15,5, wieder hergestellt würde. Diese Wiederherstellung des alten Werthverhältnisses wäre aber um so wahrscheinlicher, als das Silber gegen Gold eingetauscht werden müßte, und daß daher dieses vermehrte Angebot des Goldes einen Rückgang seines Preises zur Folge haben würde; wie denn auch ohne Zweifel das gegenwärtige weite Werthverhältniß nicht allein in dem Sinken des Silber-, sondern auch in einem gleichzeitigen Steigen des Goldpreises seinen Grund hat; dies aber um so gewisser, als auch die Goldproduktion seit 1872 abgenommen hat.

Auf die amerikanische Silberproduktion, die Einschränkung der Silberausfuhr nach Indien, sowie das Ausgebot der indischen Regierungswechsel in London kann Deutschland keinen Einfluß ausüben, wohl aber hat es die vierte Ursache der Silberverbilligung vollständig in seiner Hand, es kann sie beseitigen durch Einführung der Doppelwährung.

Wir haben gesehen, daß durch die Goldwährung keineswegs ein unveränderlicher Werthmesser hergestellt wird, denn einen solchen gibt es nicht und kann es nicht geben; allein bei der Goldwährung zeigt sich die eingetretene Veränderung des Werthmessers nur am Preise derjenigen werthvollen Bedarfsgegenstände, die kein Geld sind; werden diese, unter Ausschluß anderer Ursachen, theurer, so ist der Geldwerth gesunken, und werden sie billiger, so ist er gestiegen. Bei der Doppelwährung kann eine solche Preisveränderung der Bedarfsgegenstände im Binnenverkehr durch die Preisveränderung bloß eines der beiden Münzmetalle nicht so leicht eintreten, weil dieselbe durch das theurer gebliebene Metall, wenn auch nicht ganz verhindert, so doch erschwert wird, was daher rührt, daß die beiden Metalle durch den Zwangscurs zu einem festen Werthverhältnisse, zu einem Ganzen mit einander verbunden sind.

Dagegen aber macht sich die Veränderung nur eines der beiden Münzmetalle im Großverkehr mit dem Auslande sofort und zwar deshalb bemerklich, weil hier kein Zwangscurs für unsere Münzen besteht, und auch außerdem noch die meisten Baarzahlungen nicht in Münzen, sondern in Barren dem Gewichte nach erfolgen. Diese Werthsveränderungen bereiten aber dem Großhandel und der Großindustrie allerlei Unbequem-

lichkeiten, Störungen und Verluste, welche die Monometallisten durch Einführung der Goldwährung beseitigt wissen wollen.

Dagegen ist es für den Binnenverkehr deshalb vollständig gleichgiltig, ob eines der beiden Münzmetalle unterwerthig ist oder nicht, weil sie ganz unbekümmert um ihren Metallwerth im Inlande, wie z. B. mit unseren unterwerthigen Silbermünzen geschieht, stets zu ihrem vollen Nennwerthe angenommen werden müssen. Als Tauschmittel aber sind die unterwerthigen Silbermünzen dem sogenannten Papiergeld, das sich freilich leichter versenden und in der Tasche tragen läßt, doch noch weit vorzuziehen; denn das Papiergeld behält nur so lange seinen Werth, als der auf demselben verzeichnete Schuldner seinen Kredit nicht verliert, kommt es nur einem Licht zu nahe, so geht es in Flammen auf, auch durch Nässe kann es zerstört werden und der Besitzer verliert alsdann in beiden Fällen seinen ganzen Werth. Das Silber dagegen verträgt sowohl das Feuer als das Wasser, denn in letzterem rostet es nicht und wenn es in das stärkste Schmiedefeuer geräth, so kann es wohl zu einem Klumpen zusammenschmelzen (bei ungefähr 1000° C.), aber es verbrennt nicht, daher bleibt sein Metallwerth erhalten und nur der Unterschied zwischen diesem und seinem Nennwerthe geht verloren.

An dem Binnenverkehr geht die Unterwerthigkeit eines der beiden Münzmetalle spurlos vorüber, wir sagen, sie geht vorüber, denn mit der Doppelwährung muß zugleich die freie Prägung eingeführt werden und ihr folgt die Arbitrage auf dem Fuße, welche dafür sorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; denn die Arbitrageure tauschen auf dem Metallmarkte das billige Metall gegen das theure ein, wodurch die Nachfrage nach jenem und das Angebot von diesem vermehrt werden, was dann die entsprechenden Preisveränderungen zur Folge hat, d. h. das theure Metall sinkt und das billige steigt im Preise, was solange fortgeht, bis das frühere Werthverhältniß nahezu wieder hergestellt ist; denn von diesem Augenblicke an hört die Arbitrage auf, ein lohnendes Geschäft zu sein.

Aber gerade die Arbitrage ist den Monometallisten ein Dorn im Auge, weil, wie sie sagen, die Metallhändler durch dieselbe oft große Gewinnste machen, wobei dann der Staat ebensoviel verliere, wie jene gewinnen. Also Gewinnste machen die Arbitrageure? Dies ist allerdings so lange richtig, als man der Meinung ist, daß Worte nichts zur Sache thun und man daher nicht zwischen „gewinnen“ und „verdienen“ zu unterscheiden weiß. Wenn zwei zusammen Karten spielen und der Eine gewinnt 3 ℳ, so muß sie selbstverständlich der Andere verlieren,

denn gewinnen heißt, einen vorhandenen Werth ohne Gegenleistung aus der Tasche des Einen in die Tasche eines Anderen hinüberspielen; verdienen aber heißt neue Werthe durch Arbeit erschaffen und sie gegen andere Werthe umtauschen, wobei, wenn nicht etwa der Eine den Anderen betrügt, keiner derselben auch nur 1 Pfennig verliert. Wer sich einen Laib Brod für 60 Pfennig kauft, der verliert so wenig etwas, wie der Bäcker, der den Laib Brod verkauft; denn der Käufer hat seine 60 Pfennig in Gestalt eines Laibes Brod und der Bäcker den Werth desselben in Gestalt von 60 Pfennig in Händen. Wo ist da ein Gewinn oder Verlust?

Sind denn die Metallhändler nicht ebenso gut Geschäftsleute, wie die Kaffee-, Zucker- und anderen Großhändler, die auch oft große „Gewinnste“ machen? Müssen jene nicht ebensogut wie diese ein bedeutendes Kapital in ihrem Geschäfte anlegen? Haben jene vielleicht keine Betriebskosten, müssen sie nicht auch speculiren und arbeiten? Leistet denn der Metallhändler der menschlichen Gesellschaft, wenn er ihren in Unordnung gerathenen Werthmesser durch Aufwendung von Kapital und Arbeit wieder herstellt, nicht etwa genau denselben Dienst, den uns auch der Uhrmacher leistet, wenn er unseren in Unordnung gerathenen Zeitmesser, die Uhr, reparirt, anspnzt und einölt, damit sie wieder richtig geht? Diese von Zeit zu Zeit nothwendigen Reparaturen sind für unseren Geldbeutel auch nicht angenehm, aber niemand wird doch ihretwegen seine Uhr entbehren und noch viel weniger den Uhrmacher abschaffen wollen.

Gönnen wir doch den Arbitrageuren ihren Verdienst, dies und nicht „Gewinn“ ist es, was sie einstreichen; denn wo kein Bedürfniß vorhanden ist, da kann kein Dienst geleistet werden und wo kein Dienst geleistet werden kann, da läßt sich auch nichts verdienen. Wer daher etwas verdient, der befriedigt ein menschliches Bedürfniß, womit natürlich nicht gesagt ist, daß nicht manchmal der Eine mehr, der Andere weniger bekommt, als er verdient; denn wie ein altes Sprichwort sagt: „Das Pferd, welches den Hafer verdient, bekommt ihn nicht.“ Aber das ist eine der beklagenswerthen Erscheinungen unserer Zeit: Verdienen will jeder, aber keiner will den anderen etwas verdienen lassen.

Daß bei der Doppelwährung durch die Arbitrage, der Werthmesser, so oft es nöthig erscheint, reparirt werden kann, grade dies ist ein Vorzug derselben; denn was wollen die Monometallisten anfangen, wenn die Ansicht des Geologen Sues, daß die Goldproduktion in Zukunft abnehmen werde, sich bewahrheitet? Was wollen sie machen,

wenn die von Jahr zu Jahr zunehmende Bevölkerung immer mehr Gold bedarf und ihr der Bergbau immer weniger liefert? In diesem Falle würde denn doch wohl nichts anderes übrig bleiben, als zur Doppel- oder gar Silberwährung zurückzukehren, oder, was sehr schlimm wäre, die Papier-, d. h. die Schuldenwirthschaft ohne Ende einzuführen. Aber ehe dies geschähe, welches Unheil hätte man in der Zwischenzeit angerichtet? Durch die steigende Theurung des Goldes würden alle Immobilien-Besitzungen, mit Ausnahme der Goldgruben, alle Produkte und Fabrikate billiger geworden, daher die Geld-Verdienste der Produzenten und Fabrikanten sowie ihrer Arbeiter gesunken sein, was nicht nur unberechenbare Verluste, sondern auch Noth, Elend und Verarmung der großen Masse der Bevölkerung zur Folge haben würde; denn nur der Besitz von vielen Werthen und nicht von vielen Brauchbarkeiten macht reich, die Entwerthung der Brauchbarkeiten macht daher arm. Nur die Goldbesitzer, die Renten- und Gehaltsbezieher, zu welch letzteren auch der Verfasser gehört, würden in finanzieller Beziehung bei solchen Preisverhältnissen sich wohlbefinden, aber wie lange? Die Gehälter lassen sich so gut herabsetzen, als erhöhen und „Noth kennt kein Gebot." Und wie steht es denn jetzt schon mit dem Zinsfuße? Warum ist er gesunken? Doch wohl nur aus dem Grunde, weil die Geschäftsunternehmer, wegen ihrer geringen Verdienste, kein theures Kapital brauchen können und weil aus demselben Grunde niemand Lust hat, sein Kapital in einem neuen Geschäftsunternehmen anzulegen.

Der umgekehrte Fall könnte aber auch eintreten, es könnte eine Ueberproduktion an Gold entstehen, in Folge deren es billiger werden und daher der Preis aller anderen Bedarfsgegenstände steigen müßte. Allerdings würde dies nicht von so unheilvollen Folgen wie eine Geldnoth sein, denn den Besoldeten und den Arbeitern könnte dann leicht durch Erhöhung ihrer Gehälter und Löhne geholfen werden, aber alle diejenigen, welche darauf angewiesen sind, von einer bescheidenen fixen Rente zu leben, wie die Pensionäre, die Wittwen, die arbeitsunfähigen Kleinkapitalisten würden in Noth gerathen.

Nun wird man aber doch wohl nicht bestreiten können, daß die Wahrscheinlichkeit einer sich einstellenden Minder- oder Ueberproduktion für nur ein Münzmetall größer ist, als für zwei zugleich und ebenso wenig wird man bestreiten können, daß bei der Doppelwährung in der Arbitrage das Mittel gegeben ist, die Minder- oder Ueberproduktion nur eines der beiden Währungsmetalle weit weniger fühlbar und unter Umständen ganz

unschädlich zu machen; denn wenn die Goldproduktion steigt und gleichzeitig die Silberproduktion fällt, oder umgekehrt, so bleibt der Werthmesser in Ordnung, weil ihn der Arbitrageur sofort reparirt. Es verhält sich hiermit ähnlich wie mit den Uhren, die man Regulatoren nennt, deren Pendel man auch aus zwei Metallen zusammen setzt, wodurch dann erreicht wird, daß derselbe in der Wärme sich durch Ausdehnung weniger verlängert und in der Kälte sich durch Zusammenziehung weniger verkürzt, als dies ein Pendel thut, der nur aus einem Metall hergestellt ist. Der länger gewordene Pendel schwingt bekanntlich langsamer und der kürzer gewordene rascher; im ersteren Falle bleibt daher die Uhr zurück und im andern Falle läuft sie vor. Bei der Goldwährung können nachtheilige und für einen bald größeren bald kleineren Theil der Bevölkerung unheilvolle Preisveränderungen nur dann vermieden werden, wenn die Produktion des **einen** Währungsmetalles, des Goldes, mit der Zunahme der Bevölkerung gleichen Schritt hält. Dies ist aber doch offenbar eine allzu kühne Forderung, als daß man hoffen könnte, sie jemals erfüllt zu sehen.

Nun hat aber eine 70jährige Erfahrung bewiesen, daß, obgleich zwar in dieser Zeit die Preise der nothwendigen Bedarfsgegenstände und auch anderer Dinge **allmählig** gestiegen sind, oder, was dasselbe ist, daß der Werth des Geldes, also sowohl der Gold- als auch der Silbermünzen, **allmählig** gesunken ist, doch die Arbitrage imstande war, das Werthverhältniß zwischen Gold und Silber ziemlich unverändert zu erhalten, denn dasselbe war im Jahre 1800 wie 1 : 15,50 und dieses Verhältniß wurde auch in dem Jahre 1803 der französischen Doppelwährung zu Grund gelegt, und von ihm haben sich die obigen Zahlen nie weit entfernt; so schwankte z. B. seit dem Jahre 1846 bis zum Jahre 1872 die Werthrelation zwischen den Zahlen 1 : 15,21 im Jahre 1859 und 1 : 15,83 im Jahre 1849.

Was heißt dies aber? Jedermann sieht sofort ein, daß, wenn man im vorigen Jahre für 1 Nickel (10 Pf.) 15 Nüsse bekam, während man in diesem Jahre 18 Stück dafür erhält, im vorigen Jahre die Nüsse theurer waren, als sie im gegenwärtigen sind, und genau so verhält es sich auch mit dem Gold und Silber; denn wenn man im Jahre 1846 für 1 gr Gold nur 15,21 gr Silber und im Jahre 1872 — 15,83 gr desselben erhielt, so war in dem letztgenannten Jahre das Silber billiger als in 1846. Da nun das gesetzlich bestimmte Werthverhältniß gleich 1 : 15,50 war, so stand im Jahre 1846, weil das Silber theurer war, die Silbervaluta um 0,29 über pari und im Jahre 1872, weil das

Silber billiger war, um 0,33 unter pari, und die Differenz zwischen dem höchsten und niedrigsten Silberpreis betrug daher 0,62; das ist alles. Diese Schwankungen der Werthrelation innerhalb so enger Grenzen waren das Verdienst der französischen Arbitrageure. Wenn aber die Länder der lateinischen Münzconvention (namentlich aber Frankreich) allein schon imstande waren, immer das billiger gewordene Metall in sich aufzunehmen und das theurer gewordene an die übrigen Länder abzugeben, um wie viel gewisser ist es alsdann, daß die Arbitrage imstande sein wird, die Werthrelation von 1 : 15,5, nachdem sie wieder hergestellt ist, vor großen Schwankungen zu bewahren, wenn Deutschland sich den Ländern mit Doppelwährung anschließt und daher mittelst der Arbitrage ebenfalls theilnimmt an der Reparatur des Werthmessers, der nun einmal unter allen Umständen kein unveränderlicher sein kann.

Was die Monometallisten zu Gunsten der Gold- und gegen die Doppelwährung nun noch weiter vorbringen, bezieht sich auf den internationalen Großhandel, mit dem unsere Landwirthschaft und das inländische Kleingewerbe sich nicht beschäftigen und der sie nur insoweit interessirt, als sie seit Einführung der Goldwährung durch denselben geschädigt werden. Was wir aber, bevor wir zu diesen Schädigungen übergehen, allenfalls noch weiter auszuführen hätten, das findet sich bereits in einer kleinen, nur 40 Pfg. kostenden Brochüre: „Gemeinfaßliche Darstellung der Währungsfrage von G. A. Schlechtendahl in Barmen, 3. Aufl., (Verlag von Walter u. Apolant in Berlin), so klar, leichtverständlich und überzeugend dargelegt, daß wir dem geehrten Leser, der die Güte hatte, uns bis hierhin zu folgen, nur dringend rathen können, dieses treffliche Schriftchen ebenfalls zu lesen.

So lange in Deutschland die Absatzgebiete für die landwirthschaftlichen Produkte, namentlich da, wo kein schiffbarer Fluß sich befand, noch in sehr enge Grenzen eingeschlossen waren, hatte die Währungsfrage noch keine so große Bedeutung für die Landwirthschaft, wie dies von der Zeit an der Fall war, als ihre Produkte in Folge unserer heutigen, mächtigen und billigen Transportmittel auf dem Weltmarkte erschienen. Während früher zu Zeiten der Silberwährung, wie bereits erwähnt, nur der ewig schwankende Curs des Goldes dem Landwirthe Aerger und Verluste bereitete, fügt ihm jetzt die Goldwährung durch den ausländischen und überseeischen Handel die größten Nachtheile zu, und schädigt ebenso auch die Interessen mancher Kleingewerbe und in ihren Folgen die große Masse des arbeitenden Volkes in der bedenklichsten Weise.

„Aber", könnte man fragen, „wenn dem wirklich so ist, wie kam es denn, daß man die Goldwährung dennoch einführte, waren denn ihre nachtheiligen Folgen nicht vorauszusehen?" Darauf lautet die Antwort: die waren nicht bloß voraus zu sehen, sondern sie sind auch voraus gesehen und ganz genau so vorhergesagt worden, wie sie sich eingestellt haben.

Die Frage der Einführung der Goldwährung war schon in den sechziger Jahren von denjenigen angeregt worden, die sich von derselben Vortheile versprachen und versprechen durften, nämlich den Großhändlern. Ueber diese Frage schrieb der Londoner Bankier Ernst Seyd, der als einer der Sachverständigen Englands der vorletzten Münzconferenz zu Paris anwohnte, im Jahre 1871, also zwei Jahre vor Einführung der deutschen Goldwährung, Folgendes: „Es ist ein großer Irrthum, vorauszusetzen, daß die Annahme der Goldwährung durch andere Staaten wohlthätig sein wird. Sie wird nur zu der Zerstörung des bis dahin bestehenden Gleichgewichts im Geldwesen führen und einen Fall des Silberpreises verursachen, von dem Englands Handel und die indische Silbervaluta mehr leiden werden, als alle übrigen Interessen — so traurig der allgemeine Niedergang des Wohlstandes in der ganzen Welt sein wird (!). Der starke Doktrinarismus aber, welcher in England hinsichtlich der Goldwährung existirt, ist so blind, daß, wenn die Zeit des Niedergangs kommt, ein ganz besonderes Charakteristikum dieses sein wird: Die nationalökonomischen Autoritäten des Landes werden auf die hiermit vorausgezeigte Ursache nicht hören wollen und jeder Versuch wird gemacht werden, um zu beweisen, daß der Niedergang des Handels auf alle Arten von Ursachen und ungereimten Dingen zurückzuführen sei. Der Arbeiter und seine Streiks (!) wird das erste passende Ziel sein; dann wird Spekulation und Ueberproduktion (!) an die Reihe kommen. Später, wenn andere Nationen, unfähig, uns mit ihrem Silber zu bezahlen, ihre Zuflucht zu Schutzzöllen (!) nehmen, wenn eine Reihe von untergeordneten Ursachen sich entwickeln werden — dann werden viele klugseinwollende Leute Gelegenheit haben, auf spezielle Ursachen des Niedergangs in jedem einzelnen Zweige des Handels hinzuweisen. Vieles wird gesagt werden, völlig ohne wirkliche Beziehung zu der Sache, aber höchst befriedigend, für die moralisirende Neigung der Finanzschriftsteller. Die große Gefahr der Zeit wird dann sein, daß unter all' dieser Verwirrung und diesem Kampf Englands Ueberlegenheit in Handel und Industrie in solchem Maße zurückgehen wird, daß dies auch

dann nicht wieder gut gemacht werden kann, wenn endlich die wirklichen Ursachen erkannt und das einfache Hilfsmittel angewandt werden wird."

Dieser Prophezeiung eines unzweifelhaft sachverständigen Mannes setzt Schlechtendahl in dem bereits genannten Schriftchen mit Recht hinzu: „Und das war geschrieben im Jahre 1871! Lesen sich diese inhaltschweren Zeilen nicht wie eine feine Satyre auf die Thorheit der Zeit, die im Anzuge war? Ein Zug der Resignation geht hindurch, die sich bewußt ist, daß kein kassandrischer Warnruf gehört werden wird, die sich begnügt, wenigstens fernerer Zukunft den Rückweg aus den Irrgängen zu zeigen, welche beschritten werden müssen, weil der Irrthum zu mächtig ist!"

„Und wie treffend schildert er die kommenden Verhältnisse! Wer sie nachher darstellen wollte, könnte keine schlagenderen Worte finden."

Auch andere sprachen sich in ähnlichem Sinne aus, so namentlich auch ein deutscher, klarsehender Volkswirth, Moriz Mohl, in seinem trefflichen, im Jahre 1871 erschienenen Schriftchen: Ueber die Gefahr einer verfehlten Münzreform; dessen am 10. Oktober 1871 geschriebenes Vorwort wir hier ganz wiedergeben:

„Im Juni d. J. ist in der Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen eine Schrift des Unterzeichneten „zur Münzfrage" erschienen. Der Verfasser hat sich gedrungen gefühlt, in derselben die Grundsätze zu erörtern, nach welchen eine gedeihliche Münzreform für Deutschland, ja für alle Länder, allein möglich sein dürfte."

„Diese Grundsätze beruhen auf der Einheit des Münzwesens, wie des Maßes und Gewichtes, in welcher uns schon so viele Völker zu ihrem großen Vortheile und zu ihrer Befriedigung vorangegangen sind, welche daher etwas Gegebenes ist, das sich nur auf eine Weise erlangen läßt,

und

darauf, daß für den Großhandel Goldmünzen, für den ebenso wichtigen Kleinhandel und allgemeinen täglichen Verkehr des menschlichen Lebens aber Silbermünzen gleichmäßig Bedürfniß sind,

und daß es daher

ein Verkennen der Natur der Dinge und der berechtigten Interessen der großen Mehrheit des Volkes ist, wenn man dem gesammten Publikum und besonders der minder begüterten unermeßlichen Mehrzahl der Bevölkerung ihr Bedürfniß an Tauschmitteln schwer verkümmert, und sie durch ein künstliches System minderwerthiger Silbermünzen von überdieß ungenügender Menge auf's Empfindlichste schädigt — Nachtheile, ohne

welche die naturwidrige Einrichtung einer ausschließlichen Goldwährung sich gar nicht herstellen, noch erhalten läßt."

„Als Bedingungen einer, nach Lage der Verhältnisse, allein richtigen Münzreform hat der Unterzeichnete daher erörtert:

1. Gewinnung der Münz-Einheit mit den mehr als 100 Millionen Menschen, welche ihrer Segnungen sich bereits in einem großen Theil von Europa und in einem Theil von Amerika erfreuen, durch Annahme der in jenen Ländern eingeführten französischen Rechnungs-Münzen (des Frank und des Centime), und durch Prägung der gleichen Courant-Münzen in Gold und Silber, wie sie jenen Ländern mit Frankreich gemeinschaftlich sind;
2. Einführung der Doppelwährung von Gold und Silber, und zwar mit lauter vollwerthigem Gelde in beiden edlen Metallen,

mithin

Vermeidung einer ausschließlichen Goldwährung und aller davon ganz unzertrennlichen, gemeinschädlichen Maßregeln, als da sind:

a) Ueberwerthung der Goldmünzen über das Verhältniß des Weltmarktspreises von Gold zu dem von Silber;
b) Prägung geringhaltiger Silbermünzen unter falscher Werthsbezeichnung;
c) Beschränkungen der Ausprägungen von Silbergeld auf eine für den Verkehr ungenügende Umlaufssumme;
d) Nöthigung der Staatsangehörigen, dieses schlechte Silbergeld bis zu einem gewissen Betrage bei einer Zahlung anzunehmen,

und

Beschränkung derselben in dem Rechte, das auf solche Weise bei ihnen angesammelte Silbergeld zur Abtragung ihrer Verbindlichkeiten in größern Beträgen zu verwenden.

Der Unterzeichnete möchte einen Jeden, welcher in dieser wichtigen Angelegenheit seine Stimme abzugeben hat, bitten, die Gründe geneigtest würdigen zu wollen, welche in jener Schrift aus der neueren Münzgeschichte, aus Enqueten und Verhandlungen über die Frage der Münzeinigung, sowie aus der Natur der Sache für vorstehende Ansichten beigebracht worden sind.

Leider hat es den Anschein, als ob an der Stelle, von wo die Initiative in der deutschen Münz-Reform ausgeht, ganz andere Anschauungen sich geltend machen.

Isolirung des deutschen Münzwesens von der großen Einheit so vieler anderen Nationen auf diesem Gebiet,

und

Einführung ausschließlicher Goldwährung nach einem Uebergangszustande,

dies wären die Ergebnisse der an jener Stelle beabsichtigten Münz-Reform, wenn die öffentlichen Nachrichten hierüber begründet sein sollten."

Gegen ein solches System, falls es wirklich beantragt werden würde, sind die nachstehenden Blätter gerichtet, welche zunächst im „Beobachter" vom 10. bis 15. Oktober 1871 erschienen sind."

Hätte Fürst Bismarck anfangs der siebenziger Jahre mit der äußeren Politik nicht alle Hände voll zu thun gehabt, hätte er sich auch um die inneren Angelegenheiten schon damals bekümmern können, wie es unser großer Kanzler jetzt thut, hätte er nicht vielmehr in diesen Dingen, wie er in einer Reichstagssitzung selbst sagte: „sich auf Andere verlassen müssen", so wäre die Goldwährung, trotz der 2500 Millionen Frank Gold, welche uns die französische Kriegsentschädigung urplötzlich verschaffte, sicherlich nicht eingeführt worden; denn **der Mann** läßt sich bekanntlich nichts vormachen.

Was man aber in dieser Hinsicht dem Fürsten-Reichskanzler zumuthet, dafür nur ein Beispiel: „Der Verein zur Wahrung der wirthschaftlichen Interessen von Handel und Gewerbe" richtete unter dem 27. März d. J. eine Eingabe an denselben, in der es auf Seite 5 heißt: „Durch die geplante Vermehrung der Circulationsmittel würde zwar — ebenso wie durch vermehrte Ausgabe eines unterwerthigen Papiergeldes — zeitweilig eine künstliche Preissteigerung und somit ein künstliches Reizmittel für eine, bereits jetzt genügend angestachelte Güterproduktion herbeigeführt werden; aber auch dieses Reizmittel würde nur zeitweilig wirken und nur denjenigen zu Gute kommen, die nunmehr ihre Verbindlichkeiten mit dem unterwerthigen Circulationsmittel erfüllen können. Dies würde aber auf Kosten aller derer erfolgen, welche ihre Einnahmen in einer bestimmten Geldsumme beziehen, der Staats-, Communal- und Privatbeamten, der Rentner, Wittwen und Waisen, der Kostgänger der öffentlichen und privaten Armenpflege; sie würden unter der **verminderten** Kaufkraft des Geldes leiden, an Consumtionsfähigkeit verlieren und soweit sie steuerpflichtig sind, in ihrer Steuerfähigkeit geschwächt werden. Auf Seite 6 dagegen ist zu lesen: „Die Behauptung, in Folge der Goldwährung sei die **Kaufkraft** des Geldes **vermehrt** und dies sei die Ursache des allgemeinen Rückganges der Preise, ist nicht erwiesen".

Wie merkwürdig, auf S. 5 weiß der genannte Verein, der nicht wie die landwirthschaftlichen Casinos „den ländlichen Kreisen angehört"

ganz genau, daß „die geplante Vermehrung der Circulationsmittel", d. h. die Einführung der Doppelwährung, eine allgemeine Preissteigerung durch Verminderung der **Kaufkraft** des Geldes zur Folge haben würde, und nur 14 Zeilen weiter will dieser Verein schon nicht mehr begreifen können, daß durch die gegentheilige Ursache, also durch die Verminderung der Circulationsmittel, durch die Einziehung von 1080 Mill. Mk. Silbergeld, und Einführung der Goldwährung auch die gegentheilige Wirkung eintreten, d. h. daß die Preise in Folge der vermehrten **Kaufkraft** des Geldes sinken mußten —! Ja, freilich, ablegnen kann man alles, aber mit einer solchen Logik einen Fürsten Bismarck fangen, das kann man nicht.

Welcher Art aber die Gründe sind, durch die sich der genannte Verein genöthigt sieht, den Reichskanzler um Beibehaltung der Goldwährung zu bitten, zeigt das Nachstehende:

„Der Antrag der Herren v. Schorlemer-Alst, v. Kardorff und Genossen, die Währungsfrage betreffend, ist am 6. d. M. zwar vom Reichstage abgelehnt worden, die Agitation gegen die deutsche Währung und die dadurch hervorgerufene Beunruhigung von Handel und Gewerbe (welcher?) hat indeß ihr Ende noch nicht erreicht."

„Die nachtheiligen Folgen einer Annahme des vorerwähnten Antrages würden um so größer gewesen sein, weil England nicht unter denjenigen Staaten genannt ist, welche für die vertragsmäßige Verpflichtung zur Ausprägung vollwerthiger Silbermünzen ins Auge gefaßt wurden."

„England soll also bei seiner Goldwährung verbleiben, d. h. England soll seine privilegirte Stellung als Zahlungsvermittler für den internationalen Güteraustausch nicht nur behalten, sondern in verstärktem Grade wieder gewinnen."

„Der Pfund Sterling-Wechsel auf London war früher fast ausschließlich und ist noch heute vorwiegend das internationale Zahlungsmittel. Sowohl die commercielle Weltstellung Englands, als die Vorzüge des Goldes für größere Zahlungen und weite Transporte wirkten gemeinsam dahin, dieses Uebergewicht für England zu begründen. Daher waren auch sämmtliche Länder der Welt hinsichtlich der Regulirung der Zahlungen England tributpflichtig, und nur Frankreich hatte sich eine gewisse Selbstständigkeit gewahrt, weil seine Währung thatsächlich Goldwährung war, indem es, wie sein Wechselverkehr beweist, dem Auslande gegenüber in Gold zahlt."

„Erst mit dem nationalen und wirthschaftlichen Aufschwunge Deutschlands und seit der Begründung unserer einheitlichen Währung ist für Deutschland eine wachsende Mitbewerbung eingetreten, welche in der thatkräftigen Politik Ew. Durchlaucht in unseren überseeischen Beziehungen die werthvollste Unterstützung gefunden hat."

„Mit der wachsenden Erkenntniß, daß wie der Pfund Sterling-Wechsel in Sovereigns, jede Markforderung in Goldkronen bezahlt wird, wurde auch die deutsche Reichsmark internationales Zahlungsmittel."

„Heute ist in New-York jeder Betrag an Markwechseln verkäuflich. In den südamerikanischen Handelsplätzen ist das Bedürfniß so unabweisbar geworden, daß sich dortige staatliche Bankinstitute Kredit an deutschen Plätzen, vornehmlich in Berlin, sichern müssen, um Markwechsel geben und nehmen zu können. Diese Nothwendigkeit aber hat zur Folge, daß, nachdem sowohl die Regierungen wie der Privathandelsstand von Rußland, Oesterreich, Dänemark, Belgien, Rumänien und Italien vorangegangen waren, nunmehr auch die bedeutendsten überseeischen Plätze, als Unterlage für ihren Verkehr in Markwechseln, Goldguthaben in Deutschland halten müssen, durch welche der deutsche Geldmarkt wesentlich gekräftigt wird."

„Jeder ausgestellte Markwechsel aber erspart der deutschen Wirthschaft die kostspielige Vermittelung Englands; er unterstützt zugleich die direkte Verfrachtung aller Güter nach und von Deutschland und damit die deutsche Rhederei. Denn eine der wesentlichsten Vorbedingungen einer direkten Geschäftsverbindung zwischen Deutschland und dem Auslande ist die, daß alle Theile des Geschäfts, Bezahlung der Waare, Verfrachtung derselben und dergl. mehr zu gleicher Zeit und an demselben Orte vorgenommen werden können."

„Alle diese Vortheile würden verloren gehen, Englands Uebergewicht würde gewaltig vermehrt werden, wenn ihm die Möglichkeit geboten würde, im Austausch gegen Silber den Vertragsstaaten das Gold zu entziehen."

Alles recht schön, aber: „Wo bleib ich?" So fragen die inländische Landwirthschaft, das inländische Kleingewerbe und der inländische Kleinverkehr, auf welche die unvergleichlich größere Mehrzahl der vaterländischen Bevölkerung bezüglich der Erwerbung ihres Lebensunterhaltes angewiesen ist.

Besehen wir uns aber das vorstehende Citat etwas näher, so finden wir, daß der genannte Verein die merkwürdige Entdeckung gemacht hat, ein Land wie Frankreich, welches schon im Jahre 1803 die

Doppelwährung bei sich einführte, und bis heute an derselben festhält, habe doch **„thatsächlich die Goldwährung"**, weil es seit 82 Jahren, selbstverständlich, „dem Auslande gegenüber in Gold zahlt" und sich dadurch dieselben **Vortheile** verschafft, die auch England mit seiner reinen Goldwährung seit dem Jahre 1816 genießt. Dieser vortrefflichen Selbstwiderlegung noch ein Wort beizufügen, wäre Zeit- und Papierverschwendung.

Wenn der leider inzwischen verstorbene englische Volkswirth Seyd ein so gründlicher und klarsehender Sachkenner war, daß er die Folgen der Goldwährung in Deutschland mit bewundernswerther Schärfe und Sicherheit voraussagen konnte, um wie viel mehr dürfen wir seinen Worten Vertrauen schenken, wenn er die von ihm mit scharfem Kennerblick beobachteten Zustände schildert, welche durch die Goldwährung in seinem eigenen Vaterlande geschaffen wurden.

Diese Schilderung entnehmen wir dem bereits erwähnten Schriftchen von Moriz Mohl. Auf Seite 84 ff. heißt es: Seyd habe mit Recht bemerkt, daß der Staat bei der ausschließlichen Goldwährung die Ausmünzung von Silber in den engsten Grenzen halten müsse „und zwar, wie Seyd sagt, „aus dem Grunde, weil selbst eine verhältnißmäßig nur geringe weitere Zufuhr von Silbergeld die Gefahr einer sofortigen Herabsetzung des Umlaufswerthes der Silbermünzen von ihrem Nominalwerthe auf ihren reellen Metallwerth im Gefolge mit sich führen würde." .....
„Den Fall angenommen, es würde noch eine Million neuen Silbergeldes in Umlauf gesetzt, so würden die Banquiers nicht länger im Stande sein, den Druck auszuhalten, da ihnen, bei dem enge beschränkten Zahlungsrechte des Silbers, kein Abfluß für das sich, je nach den Conjuncturen des Handels, in ihren Händen ansammelnde Silbergeld offen steht. Und gerade auf diese in den Kassen der Banquiers müßig liegenden Summen Silbergeldes weisen die englischen Finanzmänner hin, um damit den Beweis zu führen, daß zu viel Silbergeld im Lande sei, und daß keine Nachfrage danach bestehe. Die Herren, welche sich diese Anschauung von der Sache machen, verlieren dabei den höchst wichtigen Punkt gänzlich aus den Augen, daß diese Anhäufungen von Silbergeld nicht die Folge eines Ueberflusses daran, wohl aber das natürliche Ergebniß der schroffen Einseitigkeit des Währungsgesetzes, der systematischen Entwerthung des Silbergeldes und der argen Beschränkung des Zahlungsrechtes desselben sind, und daß dieselben noch ganz ebenso wie jetzt stattfinden würden, wenn auch das Silbergeld im Umlaufe im Lande um die Hälfte und mehr vermindert würde. ... Das in die Hände der Banquiers

übergewanderte und dort festgebannte Silbergeld kann ihm nur auf indirectem, mehr oder weniger schwierigem Wege wieder zurückerstattet werden."

„Indessen steht das arme Volk da und darbt, weil ihm die schon an und für sich durch gesetzliche Entwerthung mangelhaft gemachten Tauschmittel auch noch fehlen. Es ist gerade dieser Verkehr der arbeitenden Klassen unter sich und miteinander, der die Grundlage des inneren nationalen Wohlstandes bildet. . . . . ."

„Während dem Verkehr der höheren und bemitteltern Gesellschafts-Klassen in England durch ungehemmte Zufuhr von gutem vollwerthigem und vollberechtigtem Goldgelde gleichsam gesunde Nahrung zu voller Genüge geliefert wird, welche die Entwicklung des Verkehrs befördert, sind die niederen, unbemittelten Klassen, in ihrem Verkehr auf eine absichtlich und systematisch knappgehaltene Zufuhr von schlechter Nahrung angewiesen."

„Die Theorie, worauf sich das gesammte Geldwesen gründet, verlangt durchaus einen vollständigen und gesunden Gliederbau vom kleinen Gelde hinauf bis zum höchsten Goldstück; es darf kein Glied in diesem Bau ungebührend bevorzugt oder hintangesetzt werden, und alle Glieder müssen sich gleich frei bewegen können. Wo dies nicht ist, ist das System kein gesundes und kann auf die Dauer nicht gedeihen; wo die Silbermünzen mangeln und an Entwerthung leiden, siecht der Verkehr und Erwerb der niederen Klassen, und es wird diesen Klassen dadurch die Möglichkeit abgeschnitten, ihren Erwerb mit der Zeit in den höheren und werthvolleren Münzsorten anlegen zu können. Vollwerthige kleine Münzsorten gehören eben dazu, den Arbeiter in Stand zu setzen, seine bescheidenen Ersparnisse zu einem kleinen Capitale anzuhäufen, und es versteht sich daher wohl von selbst, daß eine gesunde natürliche Zufuhr von solchem ehrlichen kleinen Gelde diese Capitalisirung und sonach auch die Sparsamkeit befördern muß, während der Mangel daran die ärmeren Klassen nur zur Sorglosigkeit und Verschwendung verführen kann, mit allen Lastern, welche diese wieder im Gefolge mit sich führen."

„Auf die ungeheure volkswirthschaftliche Bedeutung dieser Sache wünsche ich die Aufmerksamkeit unserer deutschen Nationalökonomen zu lenken, indem ich hier sofort unumwunden erkläre, daß die schreckliche Armuth und Hilflosigkeit der niedern Klassen in dem sonst so reichen England in engster Verbindung mit dem dort herrschenden Geldsysteme steht, d. h., daß das Elend dieser Klassen theilweise, wenn nicht größtentheils, diesem Systeme zugeschrieben werden muß. . . ."

. . . . „Nur der, der andere Länder kennt, und im Stande ist, in das Innere des englischen Volkswesens einzudringen, kann sich einen Begriff machen von dem Elend und dem Dulden eines großen Theils der arbeitenden und der in die tiefste Armuth versunkenen hilflosen Klassen dieses braven arbeitsamen Volkes. . . . Wer ferner Gelegenheit hat, zu beobachten, wie viel ausgedehnter, als in anderen Ländern das Gesindewesen in England ist; wie groß das Verhältniß der abhängigen oder dienenden Klassen; wie eingeschränkt und unsicher der Lebensunterhalt so mancher von denen ist, die, im schwarzen Rock und Seidenhut einhergehend, eine ungewisse und wenig beneidenswerthe Stellung zwischen dem Proletariat, den Arbeitern und den allein glücklichen und zufriedenen reichen Klassen einnehmen, dem bietet das ganze Gesellschaftswesen Englands ein wenig glänzendes Bild. . . ."

. . . „Ich bin der Ansicht, daß die colossale Armuth, Arbeitslosigkeit und Hilflosigkeit des Proletariats und der arbeitenden Klassen mit allen daraus entspringenden Uebeln und Lastern, deren unseliger Einfluß sich auch noch auf die zunächst liegenden Schichten der besser gekleideten Klassen erstreckt, hauptsächlich von der Thatsache herrührt, daß die den legitimen Anforderungen des Verkehrs dieser Klassen unter sich entsprechenden Tauschmittel, d. h. die Silbermünzen einen falschen Werth haben, und deshalb in ihrer Anzahl eng beschränkt gehalten werden müssen. Der Verkehr unter diesen weniger bemittelten Klassen der Gesellschaft kann darum seine naturgemäße Entwickelung nicht finden. Die unnatürlich verkrüppelte Zufuhr führt unausbleiblich zur Erkrankung der Nachfrage, und der ganze Verkehr dieser Klasse erschlafft und fällt zusammen."

„Der enge Zusammenhang zwischen beiden läßt sich von den Grundsätzen, die dem Geld- und Verkehrswesen unterliegen, leicht herleiten. . . . Ohne eine freie Zufuhr von Tauschmitteln, d. h. eine solche, die sich ungestört und ungehindert entwickeln und bewegen darf, beeinflußt allein von den Anforderungen des Handels und Verkehrs und von zufälligen Ereignissen, wie z. B. der Entdeckung von neuen Gold- und Silberfeldern, kann sich die Nachfrage nicht wohl entwickeln; und sie wird noch weiter geschwächt, wenn das, was ihr die Zufuhr liefert, einen falschen Werth hat, wodurch der von Zeit zu Zeit nöthige Abfluß verhindert wird."

„Die Wichtigkeit dieser Grundsätze wird in England ganz besonders anerkannt, aber unglücklicherweise nur in Beziehung auf das Gold. . . . Kein Wunder denn, daß der große internationale Handel und Verkehr Englands und derjenige Theil des innern Handels und Verkehrs, in welchem das Gold die Hauptrolle spielt, sich beide in blühendem Zustande befinden."

„Ich unterstreiche diese Zeilen hier, um dadurch den Gegensatz um so schärfer zu betonen, daß der Theil des innern Handels und Verkehrs Englands, in dem das Silbergeld die Hauptrolle spielt, sich in einem wahrhaft schlechten Zustande befindet, einfach, weil Zufuhr, Behandlung und Werth des Silbergeldes nach Principien bestimmt werden, die den beim Goldgelde in Anwendung kommenden geradezu entgegenstehen."

. . . . „Die niedern Klassen werden auch von den Conjuncturen des internationalen und innern Großhandels und der damit verbundenen Industrie mehr oder weniger beeinflußt. Doch ist der Theil der industriellen Bevölkerung, der seinen Lebensunterhalt davon bezieht, keineswegs der größere; der bei weitem größere Theil der industriellen Bevölkerung entnimmt seine Mittel und Bedürfnisse aus dem Verkehr der weniger begünstigten Klassen unter einander. Das innere nationale Leben eines Volkes richtet sich bei weitem mehr nach dem Stande und der Ausdehnung dieses Verkehrs, als nach dem des internationalen und äußeren Großhandels. Es ist dieser innere kleine Verkehr, der die wahre Quelle des allgemeinen Wohlstandes und Wohlergehens bildet. Im Bereich dieses kleinen innern Verkehrs ist das Shillingstück ebenso wichtig, als das Pfund-Sterling-Goldstück in den höheren Kreisen des Handels, selbst abgesehen davon, daß dem letzteren auch noch die Bank und andere Vortheile zur Verfügung stehen, und daß die Geschäfte im niederen Leben so unendlich zahlreicher und mannigfaltiger sind, als in den höheren Kreisen."

„Die oberen Klassen in England, die hauptsächlich Gold gebrauchen, bedienen sich zwar auch des Silbergeldes als Scheidemünze, und auf der andern Seite kommen auch Banknoten und Gold zuweilen in die Hände der niederen Stände; fest steht aber dessen ungeachtet doch, daß die bemittelten Klassen in England hauptsächlich vom Goldgelde, die unbemittelten hauptsächlich vom Silbergelde Gebrauch machen. Dies steht ebenso fest, wie die Eintheilung der Gesellschaft in Reiche und Arme, Bemittelte und Unbemittelte, und daß sich unter den Ersteren mit derselben Leichtigkeit Pfunde Sterling verdienen und ausgeben lassen, als

Shillinge unter den letzteren. Wo die Grenzlinie zwischen beiden ganz genau liegt, ist von weniger Wichtigkeit bei der Sache, so lange nur das principielle und thatsächliche Zerfallen der beiden Interessen klar gesehen und anerkannt wird. Es wird behauptet, daß in England 22 Millionen Menschen, also über $^3/_4$ der Bevölkerung, vom Silbergeld abhängig sind. Nach dem in der Volkswirthschaft allgemein als geltend angenommenen Maßstabe, dem Taglohne, läßt sich allerdings annehmen, daß alle diejenigen, die nicht 10 Shillinge per Tag verdienen, in diese Kategorie fallen, und es ist erwiesen, daß über $^7/_8$ des englischen Volkes weniger als $^1/_2$ Pfund Sterling per Tag verdienen."

„Es läßt sich nicht in Abrede stellen" — sagt Herr Seyd weiter — „daß in den Staaten mit ausschließlicher Silberwährung oder mit Doppelwährung von Silber und Gold der Uebergang zur alleinigen Goldwährung viele einflußreichen Anhänger zählt, in denen sich die Tendenz dazu nicht etwa durch tiefer in den Kern der Sache eingehendes Nachdenken, sondern hauptsächlich durch eine blinde Vorliebe für das englische Muster und für die Dogmen der spezifisch-englischen Volkswirthe gebildet und entwickelt hat. Den englischen Volkswirthen kann man ihre eigene Vorliebe für die Goldwährung und ihr Wirken und Streben zur Begünstigung derselben nicht verargen. Sie wissen gar wohl, daß sobald ihnen die Entwerthung des Silbers gelingt, ein bedeutendes Steigen im Werthe des Goldgeldes stattfinden muß, und daß, sobald die Goldwährung allgemein angenommen wird, die ungeheuren Capitalien, die England in fremden Staatspapieren und in anderen Unternehmungen im Auslande angelegt hat, sich auf das Doppelte ihres jetzigen Werths erheben werden. Auch fühlen sie auf der andern Seite ganz das Mißliche der Lage Englands in Beziehung auf sein schlechtes Silbergeld, und es ist daher ihr Wunsch leicht erklärlich, andere Nationen in dieselbe Lage zu bringen, damit kein anderes Land im Geldgeschäftswesen etwas vor England voraus habe."

„Ferner wissen die englischen Volkswirthe wohl, daß, wenn Frankreich bei der Doppelwährung verharrte und Deutschland zu derselben überginge, während ihre eigenen Besitzungen in Ostindien am Silber festhielten, ihr Handel großen Abbruch und Nachtheil erleiden müßte, und England dadurch die Controle über den Silbermarkt noch vollständiger verlieren würde, als bisher;

während, wenn Frankreich und Deutschland zur alleinigen Goldwährung überträten, es England leicht gelingen würde, das sämmtliche Silber Indien und seinen anderen Besitzungen zuzuweisen. Bei der Wandelbarkeit der von der Berücksichtigung englischer Interessen geleiteten national-ökonomischen Politik Englands behaupte ich sogar, daß, sobald die hier angedeuteten Folgen der allgemeinen Goldwährung sich entwickelt hätten, d. h. sobald der Reichthum Englands sich dadurch genügend vermehrt hätte, während das Silber in die orientalischen Besitzungen gewandert wäre, England selbst in seinen Reichen die Doppelwährung einführen würde, und wo blieben dann die an der Nase herum geführten anderen Nationen? Die Geschichte der englischen Handelspolitik und Volkswissenschaft beweist, wie schnell der Umschwung von einem Extrem zum andern bewerkstelligt werden kann; und wenn die englischen Volkswirthe heute die Goldwährung als das non plus ultra anempfehlen und damit zu imponiren suchen, so setzt dies keineswegs ihre Unfähigkeit voraus, späterhin die Entdeckung zu machen, daß die Doppelwährung das eigentlich richtige System sei, und die zur Beweisführung der Wahrheit dieser Entdeckung erforderten Dogmen werden dabei nicht fehlen. Ich sehe nicht ein, weshalb die Volkswirthe anderer Nationen, namentlich aber die **deutschen**, sich durch dieses Spiel verblenden und irre leiten lassen sollen. Das hier vorliegende, so höchst wichtige Problem der Währungsfrage in Deutschland kann seine Lösung finden, **auch ohne die ausdrückliche Betheiligung der Engländer daran,** und ohne die unterwürfige Annahme ihrer spezifischen Ansichten und ihres interessirten oder gut gemeinten Rathes." Soweit Seyd.

Sehr beachtenswerth ist auch, was ein nordamerikanischer Sachverständiger, Bland, dem es zu danken ist, daß Amerika die Silberprägung fortsetzte (Blandbill), im dortigen Congreß bezüglich der Goldwährung sagte:

„Wenn ich den Herrn Vorredner — nämlich Mr. Kelly — recht verstehe, so meint er, daß wir die Kooperation fremder Staaten gewinnen können, wenn wir die Silberprägungen einstellen. Herr Präsident, unser Land kann für sich selbst sorgen. Es liegt gar nicht in unserem Interesse, uns in der Silberfrage mit Deutschland und England zu verbinden. Ich behaupte: in demselben Maße, als diese Länder das Silber vertreiben, vertreiben sie auch ihre Bevölkerung. In demselben Maße umgekehrt, wie wir Silber remonetisiren (wieder münzen), ziehen wir die Bevölkerung jener Länder zu uns herüber. Woher kommt denn die starke Einwanderung? Lediglich von den Ländern, die das Silber demonetisirt (entmünzt) und dadurch ihre Bevölkerung dem Verderben preisgegeben haben, und wir können ruhig dem zusehen. Laßt sie nur hierher kommen in das freie Land, in dem Silber Geld ist. Unser Interesse ist allein, unlimitirte (uneingeschränkte) freie Silberausprägung zu gestatten und das verarmte Volk Europas dadurch einzuladen, hierher zu kommen, um sich der Rechte einer freien Verfassung und der Wohlthaten freier Gold- und Silberausprägung zu erfreuen, und das wird uns eine so starke Bevölkerung verschaffen, daß dieselbe das ausgestoßene Silber von ganz Europa noch mit absorbiren kann."

Die nächste nachtheilige Folge des Versuchs, die Goldwährung bei uns einzuführen, war, daß Deutschland an dem eingezogenen und verkauften Silber 72 Millionen Mark verlor. Dieses Silber hatte der Staat seiner Zeit zu dem Preise 1 gr Gold für 15,5 gr Silber angekauft; als er nun nicht nur die Silberkäufe einstellte, sondern auch mit seinem Silber als Verkäufer auf dem Metallmarkte erschien und Frankreich sich hierdurch genöthigt sah, die freie Prägung einzustellen und mit seinen Münzverbündeten die Silberprägung einzuschränken, fiel sofort der Silberpreis; schon im Jahre 1873 erhielt man für 1 gr Gold statt 15 ½ gr — 15,90 gr, im Jahre 74 — 16,15, im Jahre 75 — 16,63 gr Silber und gegenwärtig ist das Werthverhältniß ungefähr wie 1:19. Um nicht noch größere Verluste zu erleiden, stellte die deutsche Reichsregierung im Jahre 1879 die Silberverkäufe ein und ließ noch für circa 400 bis 500 Millionen Mark alte Thaler im Umlauf.

Wenn von monometallistischer Seite behauptet wird, der Verlust von 72 Millionen Mark sei ein „ideeller (eingebildeter) weil um denselben Betrag das Gold werthvoller geworden sei", so acceptiren wir dies bestens, denn damit ist zugestanden, daß die Goldwährung die Ursache der Verbilligung aller anderen Bedarfsgegenstände ist; denn wenn das Gold werthvoller, d. h. theurer wird, so ist dies, wie bereits gezeigt, gleichbedeutend mit dem Billigerwerden aller anderen Bedarfsgegenstände und daß hierdurch die Besitzer dieser Gegenstände ärmer und nur die Goldbesitzer reicher werden, das liegt auf flacher Hand.

Die 72 Millionen Mark gingen daher nur den Immobilien- und Waaren-Besitzern, den Produzenten und Fabrikanten verloren und von den Goldbesitzern wurden sie gewonnen;

daher sind in der That die 72 Millionen Mark in Gestalt überwerthiger Goldmünzen noch vorhanden, aber sie haben in der denkbar gefährlichsten und ungerechtesten Weise ihre Besitzer gewechselt.

Auch schon vor Einführung der Goldwährung gab es bei uns Schuhläden, allein deren Eigenthümer waren Schuhmacher, die nicht nur auf Bestellung nach dem Maße, sondern auch, wie sie sagten, für den Verkauf arbeiteten, während es heute nicht nur Kaufleute gibt, die bloß Schuhe und Stiefel feilhalten, sondern man findet dieselben auch noch in vielen Kaufläden neben anderen Waaren, und hier werden sie so billig verkauft, daß unsere Schuhmacher mit den Schuhhändlern nicht concurriren können. Diese billigen Schuhe und Stiefel stammen aus Oestreich-Ungarn, das nicht nur billigeres Leder, sondern auch die Silberwährung hat, welch' letztere den größten Einfluß auf den Preis der von dort bezogenen Waaren ausübt.

Wir erinnern daran, daß vor Einführung der Goldwährung der östreichische Gulden gleich war 20 Sgr. in Norddeutschland und 1 fl. 10 kr. in Süddeutschland, und daß sowohl die 20 Sgr. als auch die 1 fl. 10 kr. gleich sind 2 Mark.

Wer daher früher, als auch wir noch die Silberwährung hatten, in Oestreich für 100 fl. Waaren kaufte, der mußte sie mit 200 Mark bezahlen, seitdem wir aber die Goldwährung einführten und in Folge dessen der Silberpreis gesunken ist, hat der östreichische Silbergulden bei uns nur noch einen Werth von 1 Mark 62 Pfennig, während er in Oestreich, dem Lande der Silberwährung, des Zwangscurses wegen, immer noch, wie auch der Thaler bei uns, für vollwerthig genommen werden muß.

Wer daher gegenwärtig eine Zahlung von 100 fl. nach Oestreich-Ungarn zu machen hat, der geht zu einem Bankier, kauft sich 100 östreichische Gulden, die er nicht wie früher mit 200, sondern nur noch mit 162 Mark bezahlt, sendet sie nach Oestreich und behält 38 Mark in seiner Tasche. So ist es schon seit einiger Zeit, weil die östreichische Papiervaluta pari steht, steht dieselbe aber unter pari d. h. gilt der Papiergulden weniger als der Silbergulden, so ist, da in Oestreich nur nach Papiergeld gehandelt wird, der Cursgewinn des dort ausländischen Käufers noch größer.

Welchen Einfluß diese Geldverhältnisse auf den Preis der Schuhe und Stiefel ausüben, zeigt das Nachstehende. Vor uns liegt das Preisverzeichniß der Schuhwaaren-Fabriks-Niederlage von W. M. Braun zu Budapest, in welchem unter anderem angeboten werden:

Halbstiefletten für Damen zu 3 fl. oder 5 ℳ. statt früher 6 ℳ.
" " " " 6 fl. " 10 " " " 12 "

Stiefel aus Juchtenleder zu 9 fl. oder 15 ℳ. statt früher 18 ℳ.
" " " " 12 fl. " 20 " " " 24 "

Da nun von dem Doppelcentner (100 kg) grober Schuhwaaren 50 Mark Einfuhrzoll erhoben werden und ein Paar Juchtenstiefel, die 15 Mark kosten, $1^1/_2$ kg wiegen, so beträgt der Einfuhrzoll für dieselben nur 75 Pfennig, während der Cursgewinn sich auf 3 Mark beläuft! —

Was hier von den Schuhwaaren und Oestreich nachgewiesen wurde, das gilt auch mehr oder weniger für alle anderen Waaren, die aus den Ländern mit Silberwährung, also aus Oestreich-Ungarn, Rußland, Indien und Australien bei uns eingeführt werden, so namentlich auch von den landwirthschaftlichen Produkten. Während früher, wenn der Einkaufspreis 1 Centner Weizens in Ungarn $4^1/_2$ fl. betrug, derselbe mit 9 Mark bezahlt werden mußte, wird er heute mit 4,5 × 1,62 Mark = 7 Mark 29 Pfennig, also mit 1 Mark 71 Pfennig weniger als früher bezahlt; da nun von 1 Centner Weizen 1 Mark 50 Pfennig Einfuhrzoll erhoben werden, so beträgt der am Geld gemachte Cursgewinn bei jedem Centner Weizen noch 21 Pfennig mehr als der Schutzzoll; dieser wird daher durch jenen mindestens vollständig aufgewogen. Dasselbe gilt natürlich auch mehr oder weniger für alle anderen Getreidearten und für das Vieh: der am Einkaufspreise gemachte Cursgewinn wiegt die Schutzzölle auf, und gegen die billigeren Produktionsbedingungen des exportirenden Auslandes, wie billiger und fruchtbarerer Boden, geringere Düngungs- und Culturkosten, fehlt es unserer Landwirthschaft an jeglichem Schutz.

Namentlich ist es aber Britisch-Ostindien, welches den Weizen am billigsten produzirt, und deshalb auch am billigsten nach London liefert. Da nun immer derjenige, welcher am billigsten liefern kann, den Preis der betreffenden Waare bestimmt, so drückt der ostindische Weizenpreis auch die Preise der übrigen exportirenden Länder, Oestreich-Ungarns, Rußlands, Nordamerikas und Australiens dergestalt herunter, daß auch diese Länder über zu niedrige Preise klagen. Hätten wir die überseeische Einfuhr nicht, so könnten wir das russische und östreich-ungarische Getreide, nach Einführung der Doppelwährung, ohne Schutzzoll zu Deutschland hereinlassen, denn da uns alljährlich p. p. 37 Millionen Centner Brodfrüchte fehlen, so würden dieselben, eingeführt, solche Preise erzielen, bei denen auch unsere vaterländische Landwirthschaft bestehen könnte, während sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wie wir in dem Schriftchen: „Der Getreideschutzzoll eine Nothwendigkeit für Deutschland“

Würzburg, A. Stuber's Verlagshandlung) bereits nachgewiesen haben, zum Unheil der gesammten Bevölkerung und des Staates zu Grunde gerichtet werden muß.

Diese Einsicht hatte die Reichstagsabgeordneten Dr. Freiherr v. Schorlemer-Alst, von Kardorff, Dr. Frege und Leuschner veranlaßt, folgenden Antrag im Reichstag zu stellen:

Der Reichstag wolle beschließen:

„Den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, die Initiative zu einer Wiedereinberufung der im Jahre 1881 abgebrochenen Münz-Konferenzen zu ergreifen, um eine Wiederaufnahme der Ausprägung vollwerthiger Silbermünzen seitens der vereinigten Staaten, des lateinischen Münzbundes, des deutschen Reiches und aller derjenigen Staaten herbeizuführen, welche sich diesen Ländern anschließen wollen."

Trotz der ausgezeichneten Begründung dieses Antrags durch Herrn von Kardorff wurde derselbe dennoch von der Majorität des Reichstags abgelehnt. Als Hauptredner gegen denselben trat der Vater der Goldwährung, Bamberger, auf. Seine „meisterhafte Widerlegung" ist für jeden Freund der Wahrheit so ungemein interessant, daß wir mit dem Gedanken umgehen, sie demnächst nach den stenographischen Berichten, natürlich mit den nöthigen Anmerkungen versehen, unseren Fachgenossen in einem besonderen Schriftchen zugänglich zu machen. Zu diesem Entschlusse findet der Verfasser, der auch „ländlichen Ursprungs ist", noch eine besondere Veranlassung in dem Umstande, daß es Herr Bamberger für gut gefunden hat, in der Sitzung des Reichstages vom 6. März ds. Jrs. über die 440 Petitionen, welche von landwirthschaftlichen Vereinen zu Gunsten der Doppelwährung bei dem Reichstag eingelaufen waren, nach den stenographischen Berichten (Seite 1636), sich zu äußern wie folgt: „Nein, meine Herren, das sind Illusionen, die meiner Ansicht nach **ebenso sehr gegen Sie beweisen** wie die agrarischen Petitionen, die sie in's Werk setzen. Denn, meine Herren, sicht man mit Argumenten, mit Gründen und mit Thatsachen, so lasse ich mir das alles gefallen und ermüde mit meiner Geduld nicht, so lange die Geduld anderer nicht ermüdet. Wenn man uns aber hinweist auf die Beschlüsse **ländlicher** Versammlungen, während Herr v. Kardorff selbst sagt, es beschäftigen sich leider zu wenig Parlamentarier, die Elite der Nation, die zur Gesetzgebung berufen ist, mit der Frage und man bringt mir einstimmige Beschlüsse **solcher ländlicher Casinos**, dann sage

ich: **eine Sache, die mit solchen Mitteln ficht, ist schlecht!** — (Bravo! links) und ich beneide den Bundesrath nicht um die Gefühle, **die ihn bewegen mußten, als ihm diese denkwürdigen und sachlichen Petitionen** zu hochgeneigter Kenntnißnahme (Heiterkeit links!) überreicht wurden."

Was sagen die rheinhessischen Landwirthe des Wahlkreises Alzei **dazu?** Und was wird s. Z. ihr Herr Abgeordneter wohl von den **rheinhessischen ländlichen Wahlversammlungen,** die ihm sein Mandat verschafften, im Stillen gedacht haben?

Bezüglich dieser Artigkeiten können wir anderen Landwirthe, die wir nicht, wie manche unserer rheinhessischen Fachgenossen der Meinung sind, daß Herr Bamberger zur „Elite" der deutschen Nation gehöre und einen besonderen Beruf zur Gesetzgebung habe, uns leicht trösten; denn glücklicher Weise hat der **deutsche** Reichskanzler eine bessere Meinung von uns Landwirthen und insbesondere von dem deutschen Bauernstande, als der Vater der Goldwährung, Herr Bamberger; denn in der Reichstagssitzung vom 12. Februar d. J. (Stenogr. Berichte S. 1243) äußerte sich derselbe gelegentlich der Debatte über den Getreide-Schutzzoll folgendermaßen:

„Die Landwirthe fangen jetzt an, Dank der Bauernvereine, die gebildet sind, sich darüber aufzuklären, daß sie gut thun, ihre Interessen selbst zu vertreten, selbst sie in die Hand zu nehmen und das nicht den Herren Schriftgelehrten aus den großen Städten zu überlassen, die hinkommen auf das Land und an den Verfolgungswahn — der ja in unserer Nation statistisch stärker grassirt als anderswo — an den Verfolgungswahnsinn mit dem Geschrei „Reaktion" zu appelliren: „Hütet euch vor der Reaktion! Es ist diese verruchte Kaste", die dann weiter bezeichnet wird, „die jetzt wieder nach der Herrschaft strebt!" Wir kennen das ja aus Ihren Wahlverhandlungen, theils aktiv, theils passiv. Der Ausdruck „Reaktion" ist nur ein Appell an den Verfolgungswahnsinn, der sich Gefahren einbildet, die nicht bestehen. Aber wenn der Landwirth, und namentlich der kleinere und mittlere Landwirth, erst einsieht, daß er genarrt worden ist von diesen Herren lange Zeit, — dann, meine Herren, fangen Sie ihn nicht wieder; der verbrennt sich einmal, aber nicht zweimal. Und ich glaube, es wird dahin kommen, daß die Erkenntniß sich mehr und mehr Bahn bricht — dazu hat namentlich die Berufsstatistik außerordentlich viel gewirkt —, und daß der Landwirth auch sich dadurch ermuthigt fühlt, daß er sieht, er hat die Majorität in der Hand, wenn er nur einig sein und geschlossen

gegen diejenigen stimmen will in den Wahlen, die ihn bisher ausgebeutet, die aus seiner Haut die Riemen geschnitten haben. Die verbündeten Regierungen werden schwerlich darauf eingehen, den Handel mit Kleidern, Stiefeln, Tuch, Leder ebenso zu ruiniren, wie die Landwirthschaft ruinirt werden würde, wenn die Fortschrittspartei bei uns am Ruder wäre."

An einer anderen Stelle heißt es:

„Ja, ich habe aus dem parlamentarischen Kalender entnommen, daß der Abgeordnete Dirichlet selbst seinerseits in diese Lage gekommen ist: er ist mit 24 Jahren bereits selbstständiger Wirth geworden, und nach dieser Lebensbeschreibung, die er ja ohne Zweifel selbst geliefert hat, doch kaum mit der genügenden Vorbereitung zu einer so schwierigen Beschäftigung, wie die Landwirthschaft es ist. Er hat uns also gestern sein eigenes Schicksal erzählt und wollte uns dies als das eines reichen ostpreußischen oder pommerschen Junkers glaubhaft machen; es ist aber „de te fabula narrata" (die Fabel paßt auf dich), er hat seine eigene Lebensgeschichte erzählt. Daß der Abgeordnete Dirichlet nun seinerseits annimmt, daß alle ostpreußischen Junker ebenso gelebt haben würden wie er, das will ich nicht annehmen; das mag gern sein, aber von den schwäbischen, bayerischen, thüringischen, hessischen, elsässischen Bauern wird er doch nicht annehmen, daß sie ebenso wie der Herr Abgeordnete in einem zu jugendlichen Alter und so mangelhaft vorbereitet, — daß sie vielleicht Gerste von Roggen noch nicht genau unterscheiden konnten — auf das Land gekommen sind. Die Leute werden doch wohl ungefähr wissen, was sie wollen und können. Oder ist der ganze Bauernstand wirklich so einfältig, wie der Städter sich einbildet? Da würden die Herren sich doch irren, und mit der Zeit, wenn nur hier im Reichstage der Bauernstand erst einigermaßen zahlreich vertreten wäre, werden die Herren Städter erleben, daß er klüger ist, als sie ihn brauchen können." (Große Heiterkeit rechts).

Wem nun die Bauern bei den nächsten Reichstagswahlen recht geben wollen, unserem deutschen Reichskanzler, der auch Landwirth und einer ihrer besten Freunde ist, oder Herrn Bamberger und seinen zur Verhöhnung unseres Standes im Reichstage „bravo!" rufenden Freunden, das ist ihre Sache. Aber:

Trau, schau, wem!

Thein'sche Druckerei (Stürtz), Würzburg.

29549

END OF
TITLE